J. Haafner's
Landreiſe
längs der Küſte
Orixa und Koromandel
auf
der weſtlichen Indiſchen Halbinſel.

Aus dem Holländiſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet

von

T. F. Ehrmann.

Erſter Theil.

Weimar,
im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1809.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorbericht.

Die holländiſche Reiſebeſchreibung, deren erſter Theil dem teutſchen Publikum hier in einer etwas abgekürzten Ueberſetzung vorgelegt wird, iſt unter folgendem Titel erſchienen:

Reize in eenen Palanquin; of Lotgevallen en merkwaardige Aantekeningen op eene Reize langs de Kusten Orixa en Choromandel. Door I. Haafner. In twee Deelen. Eerste Deel. Te Amsterdam by Johannes Allart, MDCCCVIII.

Dieſer Titel iſt in Kupfer geſtochen, und auf demſelben iſt als Vignette der Verfaſſer in ſeinem Palankin, von vier Kulis getragen, abgebildet; überhaupt iſt das Werk ſehr ſplendid gedruckt, und die

fünf Kupfer, von welchen viere illuminirt ſind, verdienen alles Lob. Sie ſtellen eine indiſche Schultri oder Tſchultri, einen Wahrſager, eine Tänzerin von vorne, und dieſelbe von hinten, und einen Bettelmönch dar.

Von dem Verfaſſer iſt dem teutſchen Herausgeber zur Zeit nichts weiter bekannt (er erwartet jedoch nähere Nachrichten von ihm aus Holland), als was er ſowohl in dieſer, als in ſeiner früheren Reiſebeſchreibung von ſich ſelbſt ſagt.

Dieſe frühere Reiſebeſchreibung iſt unter dem Titel:

Lotgevallen op eene Reize van Madras over Tranquebar naar het Eiland Ceilon, door *Jacob Haafner.*

zu Haarlem im Jahr 1806 erſchienen, und eine äſthetiſch bearbeitete teutſche Ueberſetzung derſelben iſt im dritten Bande von Fiſcher's Reiſebibliothek enthalten.

Die hier überſetzte Beſchreibung von J. Haafner's zweiter Reiſe, die, wie ſich aus dem Inhalte ergiebt, kurz vor dem Ausbruche des gegenwärtigen

Seekriegs zwiſchen England und den mit Frankreich verbundenen Mächten gethan worden iſt — denn in dem erſten Theile dieſes Werkes findet ſich kein Datum — iſt intereſſanter und für den Geographen weit reichhaltiger, als jene Beſchreibung der früheren Reiſe des Verfaſſers *). — Daß die gegenwärtige ſehr unterhaltend iſt, und dabei ungemein ſchätzbare Notizen zur Kenntniß des Landes, von welchem hier die Rede iſt, und beſonders auch ſeiner Bewohner enthält, wird jeder Leſer bei dem erſten Ueberblicke erkennen und den Verfaſſer liebgewinnen, der ſo feine und edle Gefühle äußert. Er kam ſchon im Jahre 1775 als Steuermannsgehülfe auf einem holländiſchen Schiffe nach Indien (wie wir aus ſeiner früheren Reiſe erſehen), lernte mehrere Theile dieſes Landes kennen, und beweiſt hauptſächlich in dieſer Beſchreibung ſeiner zweiten Reiſe, daß er nicht nur ein gefühlvoller, ſondern auch ein wohlunterrichteter, helldenkender Mann, und ein feiner Beobachter und angenehmer Erzähler iſt.

In dieſer Ueberſetzung iſt nichts geändert, nichts Weſentliches weggelaſſen, nur die oft allzu langen

*) M. ſ. die Recenſion im XXVI. Bande der allg. geograph. Ephemeriden, S. 446 f.

Abſchweifungen und Deklamationen des Verfaſſers ſind, wie es jedesmal angemerkt iſt, pflichtmäßig abgekürzt worden.

Auch die Kupfer mußten wegbleiben, um das Buch nicht zu vertheuern.

Der zweite Theil wird, ſo bald er im Originale erſcheint, auf gleiche Weiſe überſetzt, nachgeliefert werden.

Im December 1808.

Der Herausgeber.

Inhalt.

J. Haafners Landreiſe längs der Küſte Orixa und Koromandel.

Seite

Erſter Abſchnitt.

Abreiſe von Bimilipatnam. — Reiſe in einem Palankin. — Das Thal und der Berg Schiemanchelom . 3

Zweiter Abſchnitt.

Zur Charakteriſtik der Hindue r. — Betrachtung des Aufgangs der Sonne auf dem Gipfel des Berges . . 19

Dritter Abſchnitt.

Ankunft zu Vizegapatnam. — Niederträchtiges Betragen der Engländer. — Das Verbrennen der Hinduiſchen Wittwen. — Schröckliches Unglück. — Entſetzlicher Zuſtand und Lebensgefahr. — Unverhoffte Rettung. — Abreiſe von Vizegapatnam 33

Vierter Abſchnitt.

Das ſchöne Thal. — Der Wahrſager. — Der Tempel der Tugend. — Das Fiſcherdorf. — Kattemaram. — Malabariſches Leichenbegängniß. — Der Wald von Konar. — Ankunft zu Jaggernaikpuram. — Henriette. — Das Dorf Daatſcherom. — Ankunft zu Maſulipatnam und Nachricht von dieſer Stadt 47

Seite

Fünfter Abſchnitt.

Von den Tänzerinnen oder Devadaſchis . . . 80

Sechster Abſchnitt.

Die Ratten und der heiße Landwind zu Maſulipatnam. — Der ſchwärmeriſche Prieſter. — Von den Strafen und Hinrichtungen der Engländer und Holländer in Indien 102

Siebenter Abſchnitt.

Das Reiſen. — Lieblicher Abend. — Okalgatta. — Der Jopikeh-Joghie. — Verbrannte Hütten. — Der Kottwal. — Das Gewitter 114

Achter Abſchnitt.

Die Schlacht von Perambani. — Der Kiſchna. — Die unerwartete Genugthuung. — Das Dorf Elletur. — Die engliſche Raub-Expedition. — Etwas über die Kriege und Beſitzungen der Europäer in Indien 130

Neunter Abſchnitt.

Goneiſch. — Das mohriſche Mädchen. — Der Lotus. Ueber animaliſche Nahrung. — Die Brillenſchlange. — Die indiſchen Dörfer. — Die Sutredaris. — Das Dorf Ventapalam 163

Zehnter Abſchnitt.

Reflexionen. — Nelaar. — Das Feſt Nobonie. — Der Schonie. — Der unglückliche Soldat. — Kar-rakudreh. — Der Schlangenbiß 193

J. Haafner's

Landreiſe

längs der Küſte

Orixa und Koromandel.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Haafner's Landreiſe längs der Küſte Orixa und Koromandel.

Erſter Abſchnitt.

Abreiſe von Bimilipatnam. — Reiſe in einem Palankin. — Das Thal und der Berg Schiemanchelom.

Dringende Geſchäfte nöthigten mich von Bimilipatnam, wo ich mich damals aufhielt, nach Maſulipatnam zu reiſen. Ich zog die weit bequemere und ſicherere, doch etwas koſtſpieligere Landreiſe in einem Palankin, der ſehr unbequemen und unſichern Seereiſe in einem Thoni, oder kleinen indiſchen Fahrzeuge vor. Ueberdies wollte ich bei dieſer Gelegenheit das Land, durch welches mich der Weg führte, nebſt ſeinen Merkwürdigkeiten näher kennen lernen.

Da ich keinen eigenen Palankin beſaß, ſo gieng ich zu einem meiner Freunde Herrn Martin, welcher deren zwei hatte, um einen von demſelben zu entlehnen;

dieſer Freund, ein Franzoſe, der zu Bimilipatnam die Arzneikunſt trieb, hatte ſich durch ſeine ausſchweifende Lebensart eine unheilbare Krankheit zugezogen, und litt gerade jetzt ſehr daran; da er ſelbſt wußte, daß keine Hoffnung ſeiner Wiederherſtellung mehr vorhanden wäre, und er, wie er ſich gegen mich äußerte, keinen Palankin mehr gebrauchen würde, ſo machte er mir mit einem der ſeinigen, den ich ſelbſt auswählen durfte, ein mir ſehr willkommenes Geſchenk *).

Das Reiſen in einem Palankin iſt hier zu Lande das bequemſte; denn für Kutſchen und Wagen aller Art taugen die Wege durchaus nicht **); es bleibt alſo dem Landreiſenden nichts übrig, als zu Fuß zu gehen oder zu reiten, wenn er die Koſten der Reiſe in einem Palankin nicht zu beſtreiten im Stande iſt. Schon die Geſtalt eines Palankins, das ein tragbares, bedecktes Ruhebette darſtellt ***), das ungefähr drei Fuß breit und ſieben Fuß lang iſt, und worin man auf einer Matratze und Kiſſen ausgeſtreckt und ſehr gut liegen kann, iſt gefällig. Die Decke oder das Dach beſteht in der guten Jahreszeit aus

*) Er hat ſich nachher, wie ich hörte, aus Ungeduld über ſeine unheilbaren Leiden eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen. D. B.

**) In einigen Gegenden hat man jedoch auch zwei räderige, mit Ochſen beſpannte, bedeckte Karren, Hickeris genannt, deren man ſich zum Reiſen bedient. E.

***) Ein Palankin koſtet 2 bis 300 Rupien. D. B.

einem Stücke Zeuch, das über die Bogen von Bambus-rohr geſpannt iſt; in der Regenzeit aber in einem Ueberzuge von doppeltem Wachstuche, damit der Regen nicht hindurch dringen könne. Auf dieſer Decke liegt ein anderes Stück Zeuch zuſammen gerollt, das man gleich einem Vorhange bei Nacht oder bei ſchlimmem Wetter über die beiden offenen Seiten herabfallen läßt. Zu jedem Palankin gehören acht Träger (gewöhnlich Kulis, d. h. Sklaven genannt), von welchen viere den Palankin mittelſt einer langen Stange auf den Achſeln tragen, während die andern viere nebenher laufen, um die erſtern zur beſtimmten Zeit abzulöſen. Dieſe Kulis machen eine beſondere Zunft aus, die zu den Schutters oder der unterſten Kaſte der Hinduer gehört. Sie haben ihre Vorgeſetzte und ſind gutartige, freundliche, dienſtwillige Menſchen, auf deren Treue und Redlichkeit man ſich ganz verlaſſen darf. Ich weiß kein Beiſpiel vom Gegentheile. Auch verſehen ſie ihren Dienſt mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit, weil ſie von Jugend auf daran gewöhnt werden.

Auf ſolchen Reiſen findet man zwar keine Wirthshäuſer und Gaſthöfe, ſondern bloß ſogenannte Schultris oder Ruhehäuſer, öffentliche offene, und unbewohnte Gebäude, die dem Reiſenden durchaus nichts anders als ein Obdach gegen Wind und Wetter und eine Stelle zur Zubereitung ſeiner Speiſen anbieten. Lebensmittel findet er in allen Dörfern in hinreichender Menge. Er ſchläft bei Nacht in ſeinem Palankin, ohne daß er je das Mindeſte zu befürchten hätte, und ſeine Kulis la-

gern ſich um ihn her, die ihm auf der Reiſe alle benöthigten Dienſte leiſten, ſo daß er keiner beſondern Aufwartung bedarf. — Noch muß ich anmerken, daß man mit ſolchen Trägern täglich einen eben ſo ſtarken Weg zurücklegen kann, als mit einer gewöhnlichen Fuhre; denn die Kulis laufen in einem ſtäten und ſchnellen Trabe. —

Doch, nun zu meiner Reiſe. — Frühe Morgens ſtieg ich in meinen Palankin; Tſchollo (d. h. Marſch!) riefen meine Kulis, und nun begann die Reiſe und ich verließ Bimilipatnam, von welchem Orte ich hier noch Einiges anmerken will.

Bimilipatnam liegt ungefähr unter dem 18ten Grad N. Breite, auf der Küſte von Orixa zwiſchen Ganjam und Vizagapatnam im Gebiete des Seraskiers, der ſeine Reſidenz zu Echicacoil *) hat; es war die nördlichſte Handelsloge der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie auf der Küſte der Halbinſel. Es liegt am Meere und an dem Fuße eines ziemlich hohen Berges, auf deſſen Mitte eine Pagode ſteht, in welcher jede Nacht brennendes Feuer oder Licht unterhalten wird, welches weit umher geſehen wird, ſo daß dieſer Götzentempel den Schiffern ſtatt eines Leuchtthurms dient.

*) Tſchikakole oder Sikakole ein Sirkar in Oriſſa im engern Verſtande, mit der anſehnlichen gleichnamigen Hauptſtadt, ſteht jetzt unter engliſcher Herrſchaft.

E.

Der eigentliche Name des dabei liegenden Dorfes iſt Biempatnam. Einige glauben, es ſey in uralten Zeiten eine große, volkreiche Stadt geweſen, welche dieſen Namen von Biem, einem der Helden des Gedichts Mahabharoth *) erhalten habe, der hier reſidirte; Andere aber leiten den Namen dieſes Ortes aus der Tellingaſprache ab, in welcher das Wort Biem den Reiß bezeichnet; auch wurde hier vormals ſehr viel Reiß gebaut und ausgeführt, jetzt aber nicht mehr. Der Handel iſt, wie in allen unſern Niederlaſſungen auf dieſer Küſte ſehr herabgeſunken, und beſonders ſeit dem Kriege vom Jahre 1781 beinahe ganz in Verfall gerathen. Der ſtärkſte Handel wird mit Baumwollenzeuchen getrieben, die hier von beſſerer Qualität und wohlfeiler eingekauft werden, als in andern Gegenden. — Die Holländer hatten dieſen Ort von dem obengenannten Landesherrn in Pacht; ſie hatten ein kleines Kaſtell oder Fort erbaut, das bloß gegen eine Ueberrumpelung der Landeseingebornen, und nicht als Feſtung gegen europäiſche Truppen dienen konnte; dennoch wurde es, ſo wie alle anderen holländiſchen Handelslogen auf dieſer Küſte in dem Kriege vom Jahre 1781 von den Engländern zerſtört. —

*) Mahabharoth iſt der Titel eines hinduiſchen Heldengedichts, das (nach meinem Dafürhalten) in Hinſicht der Schönheit, der Erſindung und der erhabenen Schreibart, die Iliade des griechiſchen Dichters Homer weit übertrifft. Der Gegenſtand iſt eine wahre Geſchichte.

D. V.

Von Bimilipatnam aus führt der Weg eine Zeit lang an dem Strande hin, bis man zu dem Dorfe Gokolie kömmt; von wo er dann durch die Landſchaft Upara und ſo weiter geht. Doch, da ich nach dem Berge Schiemanchelom wollte, der etwa drei Meilen *) landeinwärts liegt, ſo nahm ich meinen Weg gegen Südweſten.

So wie wir das Dorf im Rücken hatten, begann der Tag anzubrechen, von deſſen Annäherung uns die Krähen die erſte Anzeige gaben, da ſie Schaarenweiſe von den Bäumen aufflogen, auf welchen ſie übernachtet hatten, und durch ihr Geräuſche auch die übrigen Vögel aufweckten.

Eine halbe Stunde Wegs von Bimilipatnam liegt ein ungemein ſchöner, vortrefflicher, großer Wald von Mangobäumen, in welchem ich während meines hieſigen Aufenthalts manche vergnügte Stunde in der Geſellſchaft guter Freunde bei Muſik und Tanz verlebt habe; denn hier iſt der Mittelpunkt aller Vergnügungen der Bewohner von Bimilipatnam. Dieſen ſchönen Wald, und die Freunde und Freundinnen, in deren Mitte ich hier ſo manchen ſüßen Augenblick meines Lebens hinbrachte, ſollte ich nun, wie es wahrſcheinlich war, nicht wieder ſehen! Mein Abſchied war traurig!

*) Es iſt hier ohne Zweifel von holländiſchen Meilen die Rede, deren 19 auf Einen Grad des Aequators gehen, folglich iſt eine holländiſche Meile ungefähr ¾ teutſche.

S.

Die goldgelben Früchte der Mangobäume *), ſchimmerten durch das Dunkelgrün der Blätter, und einige andere Bäume wechſelten mit ihren verſchiedenen Schattirungen damit ab. Die Kühle, welche der Schatten verbreitete, wurde durch das Gezwitſcher der Vögel noch angenehmer gemacht, und in wonnige Gefühle verſunken ſchwebte ich ſanft gewiegt in meinem Palankin auf den Schultern meiner Kulis dahin! —

Aus dieſem ſchönen Mangowalde kamen wir durch Reißfelder in eine große, offene, ſandige Ebene. Wir eilten über dieſelbe wegzukommen; die Sonne fieng an heftiger zu brennen, kein Lüftchen bewegte die Atmoſphäre, und die geſtreiften Flammenwolken kündigten einen außerordentlich heißen Tag an.

Kaum waren wir über dieſe Ebene weggekommen, als wir uns mit einem Male zwiſchen hohen Felſen be-

*) Mango mangifera. — Die ſchmackhafte Frucht des Mangobaums hat die Geſtalt eines länglichten Apfels von mittlerer Größe. Man kann ſich, wenn ſie reif iſt, ohne Nachtheil ſatt daran eſſen, nur darf man kein kaltes Waſſer darauf trinken. Die Aerzte verordnen ſie, unreif und nüchtern genoſſen, als ein Arzneimittel gegen die Luſtſeuche. Sie hat einen angenehmen Geruch. Aus den unreifen Früchten wird auch der Atſchar gemacht, indem man ſie in der Mitte zerſchneidet, die Kerne herausnimmt, die Höhlung mit Senfkörnern, Ingwer u. dergl. ausfüllt, und ſie dann mit Faden wieder zuſammengebunden, in Eſſig mit Seſamöl legt. Dieſer Atſchar wird zu Bimilipatnam von vorzüglicher Güte bereitet. D. Ü.

fanden. Anfangs war der Weg ziemlich breit und der Grund gleich; allmälich aber begannen die Klippen zu beiden Seiten ſich einander zu nähern; der Weg wurde enger, unebener und beſchwerlicher, und die Kulis hatten Mühe auf dem ſcharfen, felſigen Boden fortzukommen; um ſie zu erleichtern, mußte ich oft aus dem Palankin ſteigen. An mehreren Stellen hiengen die Felſen über uns zuſammen, ſo daß ſie eine Art von natürlichem Gewölbe bildeten. Dieſe Felſen waren mit dickbelaubten Gebüſchen und allerlei Pflanzen bedeckt, von welchen letzteren einige einen lieblichen Geruch umher verbreiteten. Hier herrſchte eine angenehme Kühle, und eine unzählige Menge Turteltauben, die in Felſenritzen ruhig wohnten, ließen ſich hören.

Von Bimilipatnam aus hatte mich eine Menge Wallfahrer begleitet, die ebenfalls nach Schiemanchelom reiſeten. Ich ſahe Menſchen darunter von allen Völkerſchaften und Sekten. Saniaſſis, Pandaroms, Jokis und andere Büßende waren in ziemlicher Zahl dabei. Ganze Familien mit Weibern und Kindern zogen vor und hinter uns her; alle waren luſtig und guter Dinge; Einige ſangen, Andere murmelten Gebete daher.

Der Weg gieng lange zwiſchen Felſen hindurch, die immer ſteiler wurden. Zu beiden Seiten wuchſen große Bäume auf denſelben, deren ausgebreitete Zweige ſich mit einander vereinigten, und einen Bogengang bildeten, durch welchen die Sonnenſtrahlen nicht durchdringen konnten.

Es war ungefähr um 3 Uhr Nachmittags, als ein fernes Geräuſch in meine Ohren tönte, das immer lauter wurde, je weiter wir vorwärts kamen, bis wir plötzlich aus dieſem tiefen, düſtern Hohlwege in eine große, weitausgedehnte Ebene gelangten, in deren Mitte ſich ein ſchröcklich hoher und ſteiler Berg bis in die Wolken erhebt.

Das ganze Thal wimmelte von Menſchen. Tauſende kletterten den Berg hinan, und andere Tauſende ſtiegen denſelben herab. Dieſer Anblick war für mich ſo neu und überraſchend, daß ich unverzüglich aus dem Palankin ſprang, und dieſes Gewimmel anſtaunte.

Das ſeltſame Schauſpiel riß mich ſo ſehr hin, daß ich Alles darüber vergaß, und meine Leute mich endlich erinnern mußten, daß es Zeit ſey, eine Lagerſtelle zu ſuchen; dieſe war aber nicht ſo leicht zu finden, da das Gedränge gar zu groß war, beſonders je näher man dem Berge kam. Endlich fand ſich doch noch eine unter einem Baume.

Kaum hatten nun meine Kulis meinen Palankin niedergeſetzt, etwas geröſteten Reiß gegeſſen, und einen Schluck Waſſers getrunken, als ſie, wozu ich ihnen meine Erlaubniß gegeben hatte, den Berg hinan eilten, um auf deſſen Gipfel ihre Andacht zu verrichten.

Da es noch ſehr warm war, und ich ohnehin beſchloſſen hatte, bis zum folgenden Tage hier zu verweilen, ſo wollte ich mich nicht mit der Erſteigung des Berges übereilen, um ſo mehr, da das Gedränge gar zu arg war.

Ich entſchloß mich daher, erſt Abends den Berg zu erklettern, um von deſſen Gipfel herab den Untergang der Sonne zu betrachten. Inzwiſchen trug ich meinem Bedienten Franciſco*) auf, das Eſſen zu bereiten, das in Fiſchen beſtand, die er in dem benachbarten Dorfe eingekauft hatte, und in Erwartung deſſen, gieng ich, mich in dem nahe gelegenen See baden, und dieſes Bad erquickte mich ungemein **).

*) Zur Ehre unſers Verf. müſſen wir hier anmerken, daß derſelbe (wie er ſchon früher erzählt) dieſen Francisco als Sklaven gekauft, aber auch, als ein Todfeind aller Sklaverei und alles Sklavenhandels, ſogleich nach geſchloſſenem Kaufe auf der Stelle freigegeben hat, und dieſe That gereuete ihn nie; denn Francisco blieb ſein treuer Bedienter. E.

**) Unſer Verf. läßt ſich hier in eine weitſchweifige Abſchweifung über die Lebensordnung ein, die er ſelbſt beobachtet hat und die er allen Europäern, die in Indien geſund bleiben wollen, zu befolgen anräth. Folgendes iſt die Hauptſumme davon. Unſer Verf. badete jeden Morgen, dies hält er für unentbehrlich; auf das Bad trank er friſchen Palmwein; ſtarke Getränke genoß er ſelten; von Fleiſch aß er gewöhnlich nur Geflügel; ſein gewöhnliches Eſſen beſtand in ſtark gepfeffertem Reiß und Fiſchen, auch trank er außer dem kalten Waſſer bloß Pfefferwaſſer. Der Palmwein iſt äußerſt geſund. Saure Früchte genoß er wenig. Auf dieſe Weiſe blieb er geſund. Schlämmer, die viel Ochſen-, Schöpſen- und Schweinefleiſch eſſen, und hitzige Weine oder ſtarkes Bier trinken und ſonſt unordentlich leben, verkürzen ſich in Indien, einem außerdem geſunden Lande, ihre Tage, und ſterben meiſtens ſchnell dahin. E.

Nachdem ich mein Eſſen verzehrt hatte, eilte ich ſogleich den Berg hinan. Die Hitze war noch ziemlich drückend, nnd es ſchien ein Ungewitter im Anzuge zu ſeyn; ich beſchleunigte deſto mehr meine Schritte, um den Gipfel des Bergs zu erreichen, und meine Neugierde zu befriedigen.

Der Berg Schiemanchelom liegt in einem weitausgedehnten Thale rings umher von niedrigeren Bergen umgeben. An dem Fuße deſſelben breitet ſich das kleine, doch hübſche Dörfchen Chindepillie und nicht weit von demſelben ein See mit ſchönem, klarem Waſſer aus, der ungefähr eine Viertelmeile im Umkreiſe hat, und mit großen, ſchönen Palmbäumen umgeben iſt, deren mehrere ſogar in dem Waſſer ſelbſt ſtehen. Das ganze Thal iſt überdies mit zahlreichen Palm- und Kokosbäumen bewachſen, zwiſchen welchen hie und da ein kleiner weißangeſtrichner Tempel hervorblickt.

Das Feſt, das hier dem Gotte Appana*) zu Ehren gefeiert wird, dauert neun Tage, und zu dieſer Zeit kömmt immer eine ganz unglaubliche Menge von Menſchen hierher. Es iſt gewiß nicht übertrieben, wenn ich die Zahl der Pilger, Weiber und Kinder mit eingerechnet, welche ich während meiner Anweſenheit hier ſah, nach ungefährer Schätzung auf 40,000 Köpfe anſchlage.

*) Appana heißt ſoviel als: alter Vater und bezeichnet die einzige, ewige Gottheit.

D. V.

Man ſteigt auf breiten und bequemen, auch gut unterhaltenen Stufen oder Treppen dieſen Berg bis zu ſeinem Gipfel hinan. Der Name des Erbauers dieſer Treppen iſt eben ſo unbekannt, als die Namen der Stifter anderer uralter Denkmäler, Tempel und unterirdiſcher Grotten in Indien; auch verliert ſich die Zeit ihrer Erbauung in das graue Alter der Vorwelt. Ein hier wohnender und bei dem Tempel angeſtellter Bramin konnte ſelbſt mir keine Aufſchlüſſe hierüber geben.

Man zählt 430 Schritte vom Fuße des Bergs bis ungefähr zu dem vierten Theile der Höhe deſſelben, als bis wohin derſelbe auf allen Seiten, auch außer den Treppen, bequem zu erſteigen iſt. Dann aber erheben ſich ſteile, unerſteigliche Felſenwände gleich einer Mauer rings umher, und verſperren jeden Zugang. Oberhalb dieſer Felſenmauer wird der Berg wieder erſteiglich, und man kann bequem bis zu dem Gipfel deſſelben gelangen. — Meines Erachtens müßte eine Feſtung auf der Spitze dieſes Bergs unüberwindlich ſeyn.

Da, wo die unerſteigliche Felſenwand beginnt, iſt ein gewölbter Eingang in das Geſtein gehauen, durch welchen man, als durch ein Thor auf den Stufen weiter hinaufſteigt; von da an bis zu dem Gipfel des Berges ſind noch 1160 Schritte. Alles iſt in den Felſen gehauen.

Auf dem Gipfel des Berges, weit über den Wolken liegt das Dorf Schiemanchelom, und auf deſſen

Südſeite der Tempel, zu welchem die Andächtigen aus ganz Hinduſtan wallen, um daſelbſt die Gottheit Appana zu verehren. Dieſer Tempel ſteht daher in gleicher Achtung mit dem von Jagernaat*). —

Der Tempel ſelbſt iſt in den Felſen gehauen, und muß ſchon ungemein alt ſeyn; denn ſeine Bauart iſt von derjenigen aller noch vorhandenen hinduiſchen Tempel ſehr verſchieden. In dem Umfange dieſes Tempels iſt der heilige Brunn, eine friſche Quelle, die zwiſchen zwei Felſen hervorſprudelt, und von da in eine breite und tiefe Rinne fällt, die in gerader Linie über den Berg hinab geht. Ungefähr hundert Schritte von der Felſenwand, welche den ganzen Berg umgiebt, theilt ſich dieſe Rinne in fünf andere, gleich den Fingern einer Hand, und das Waſſer ſtürzt nun in den fünf Kanälen, deren jeder ſechs Schritte von dem andern entfernt iſt, in einem armsdicken Strahle über die dazu geöffnete Felſenwand bogenförmig in das Thal hinab.

Dieſem Waſſer ſchreibt nun der Aberglaube der Hinduer große Kräfte zu, ſo wie mehreren anderen

*) Dſchagarnat, Dſchangrenat, eigentlich Dſchergananda, in dem Bezirke Midnapur in der brittiſchen Provinz Oriſſa, eine Seeſtadt, nicht weit von dem Meere, mit drei dem Dſchagarnatha, d. h. Herrn der Schöpfung geweihten Pagoden, wohin ſehr häufig Wallfahrten angeſtellt werden. Das grobgeſchnitzte hölzerne Bild des Gözen in Menſchengeſtalt ſteht in der ſogenannten ſchwarzen oder Haupt-Pagode. E.

heiligen Waſſern dieſer Erdgegend, z. B. dem des Ganges, dem Meerwaſſer bei Ramaſſurie, dem Waſſer des Teiches Danukobie auf der Inſel Ramanadpuram, u. ſ. w. Alle dieſe Gewäſſer können Sünden von dem dritten und geringeren Graden wegwaſchen, aber zur Tilgung derer vom erſten und zweiten Grade *), nach der braminiſchen Stufenleiter der Sünden, wird eine ganz beſonders ſtrenge Buße erfordert.

In dem gedachten heiligen Waſſer dieſes Berges muß ſich vorher Jeder gebadet, oder wenigſtens den Kopf unter eine von den Goſſen einige Minuten untergehalten haben, ehe er zu dem Gottesdienſte in dem Tempel zugelaſſen wird. Man kann ſich daher denken, wie ſtark das Gedränge der Andächtigen unter dieſen Waſſergüſſen iſt; doch geht hier keine Unordnung vor; denn Einer wartet immer geduldig auf den Andern. Dieſes rührt von dem friedlichen, ſanften Charakter der Hinduer her.

*) Die Braminen theilen die Sünden in ſieben Grade oder Klaſſen. — Zu den Sünden vom erſten Grade gehören: die Ermordung eines Braminen; wenn ein Bramine ſtarke Getränke trinkt, oder Kuhfleiſch ißt; Blutſchande mit der eigenen Mutter. — Sünden des zweiten Grades ſind: Wenn Einer ſich für das Glied einer höhern Kaſte ausgiebt, als er iſt; wenn Einer ſeinen Lehrmeiſter ſchlägt; Blutſchande mit der eigenen Schweſter; Nothzucht; vorſätzlicher Mord; falſcher Eid zum Nachtheile eines Andern; Verkaufung einer Perſon ſeiner Familie in die Sklaverei; Menſchendiebſtahl; die unerlaubte Anſichziehung fremden Guts u. ſ. w. u. ſ. w. D. V.
Welch' eine Klaſſifikation! E.

Die Felſenwand, über welche ſich das Waſſer in fünf Strahlen herabſtürzt, iſt nach meiner ungefähren Schätzung 40 bis 50 Fuß hoch. Kaum hat aber das Waſſer den Standplatz der Badenden erreicht, welcher eine Fläche von etwa hundert Schritten in der Länge einnimmt, und ungefähr halb ſo breit iſt, als es zwiſchen verſchiedenen Ritzen und Oeffnungen verſchwindet, und dann etwa 200 Schritte tiefer wieder in Maſſe hervorkömmt, aus einer Felſenkluft mit Macht herabſprudelt, brauſend und ſchäumend zwiſchen den zackigen Klippen einen kleinen Waſſerfall in tauſend ſilbernen Bogen bildet; hierauf weiter ſtrömt, ſich endlich in eine tiefe Schlucht ſtürzt, und nachher in mehreren Armen in den See ergießt.

Nachdem ich den Waſſerfall betrachtet, die Badenden geſehen, und mich an dem Menſchengewühle ergötzt hatte, trat ich in das gewölbte Thor, das durch die gedachte Felſenwand führt, und fand innerhalb deſſelben einen kleinen Tempel mit einem Idole hinter einem eiſernen Gitter, vor welchem eine Menge Menſchen auf den Knieen oder auch mit dem Geſichte auf der Erde lagen. — Zu beiden Seiten des Weges, der zu dem Gipfel des Berges hinan führt, ſah ich hübſche Raſenplätze, die mit einer zahlloſen Menge Menſchen von allen Altern und Geſchlechtern angefüllt waren, die hier ins Gras gelagert, aßen, tranken und ſich auf mancherlei Weiſe die Zeit vertrieben. Die meiſten dieſer Raſenplätze waren mit Fruchtbäumen verſchiedener Arten bepflanzt.

Das Gedränge nach dem Tempel zu, war unbeſchreiblich; während eine große Zahl derer, die ſich unwürdig fühlten, denſelben zu betreten, rings um ihn her mit ihren Geſichtern auf der Erde lagen. Einige ſaßen in tiefe Träumereien verſunken da, Andere murmelten leiſe Gebete zwiſchen den Lippen, und wieder Andere beteten laut. Die Luft war ganz mit Weihrauchdampf angefüllt. Schöne Tänzerinnen ſaßen hie und da in Gruppen beiſammen, und bedienten ihre Liebhaber mit Betel und Zuckerwerk. Von allen Seiten her ertönten die lautſchallenden muſikaliſchen Inſtrumente und das betäubende Getöſe der Trommeln und Bekken. —

Vergebens hatte ich mich gefreut, auf dem Gipfel dieſes Berges den Untergang der Sonne zu ſehen; die Wolken raubten mir dieſes Vergnügen zu meinem größten Verdruſſe. Sie wälzten ſich furchtbar zuſammen, und nun fieng es an zu donnern und zu blitzen. Ich ſtieg daher mit dem großen Haufen den Berg hinab, und erreichte meinen Palankin erſt, als es in dem Thale ſchon beinahe ganz dunkel war.

Zweiter Abſchnitt.

Zur Charakteriſtik der Hinduer. — Betrachtung des Aufgangs der Sonne auf dem Gipfel des Berges. — Abreiſe von Schiemanchelom.

Inzwiſchen umwölkte ſich der Himmel immer mehr, und ich ſah dem Ausbruche eines ſchweren Gewitters entgegen; doch wider Erwartung brach es hier nicht aus, ob es gleich heftig blitzte, und der Donner aus der Ferne her rollte. — Die Luft hellte ſich allmälich wieder auf, und der Mond erſchien in voller Pracht am Sternengewölbe. Ich war herzlich darüber erfreut; denn nun durfte ich mir auf den folgenden Tag ſchönes und helles Wetter verſprechen.

Mein Bedienter war inzwiſchen beſchäftigt, mir ein Gericht Morungas (eine Art langer Bohnen, ihrer Geſtalt wegen von den Europäern Trommelklöpfel genannt, die ich von jeher liebte) zuzubereiten, und dieſes Labſal war mir ſehr willkommen, da ich durch das Erklimmen des Berges und die ſcharfe Luft, die ich auf demſelben athmete, ſehr hungrig geworden war.

Nun kamen auch meine Palankinträger herbei, um ſich meine Erlaubniß zu erbitten, die Nacht auf dem Berge zuzubringen, und den gottesdienſtlichen Ceremonieen daſelbſt beizuwohnen. Ich bewilligte ihnen dieſelbe

gern, ob ich gleich verſichert war, daß ich dann am folgenden Tage nicht weit mit ihnen kommen würde; doch dingte ich dabei ein, daß Einer von ihnen Morgens um drei Uhr kommen ſollte, um mich zu wecken; denn ich wollte nicht nur die Proceſſion, die mit Tages Anbruch beginnt, ſondern auch, und zwar als Hauptzweck, den Aufgang der Sonne auf dem Berge ſehen.

Ich hatte mich ſchon frühe in meinen Palankin zur Ruhe niedergelegt, aber mein Schlaf war von keiner langen Dauer; denn das ſchröckliche Getöſe von ſo viel tauſend Menſchen, welche lachten, ſchwatzten und ſangen, erfüllte die Luft, und ſtörte meinen Schlaf. Ueberdies war es glühend heiß, und Millionen von Moskiten (Mücken oder Stechfliegen) beſtürmten mich, als wollten ſie mich verſchlingen. Sie kamen wahrſcheinlich aus dem Schilfe und Gebüſche am Ufer des Sees. — Wäre ich nicht ein Orlam *) und durch meinen langen Aufenthalt in Indien an dieſe Plage gewöhnt geweſen, ſo würde ich in dieſer Nacht unausſprechlich gelitten haben.

*) Orlam iſt verdorben malajiſch, es ſoll heißen Orang-lama, und bedeutet einen Menſchen, der ſchon lange an einem Orte oder in einem Lande iſt, und mit dieſem Namen werden die Europäer benannt, die ſchon geraume Zeit ſich in Indien aufhalten; die Neulinge aber nennt man Baar von dem malajiſchen Worte Orang-Baru, welches einen neuangekommenen Menſchen bedeutet.

D. V.

Nicht ſechs Schritte von meinem Palankine hatten ſich einige Bramas mit ihren Familien gelagert. Weiber und Kinder ſaßen in einem dichten, doppelten Kreiſe beiſammen, und hörten andächtig Einem aus der Geſellſchaft zu, welcher bei dem Scheine einer Lampe mit lauter, ſingender Stimme aus einem Geſchichtsbuche vorlas.

Nachdem ich mich zu wiederholten Malen vergebens bemüht hatte, wieder in Schlaf zu kommen, ſtand ich endlich auf, und blickte rund um mich her. Bis in weite Ferne hinein flammten unzählige Feuer, um welche Gruppen von Menſchen herum ſaßen, die entweder ihr Nachteſſen zubereiteten, oder es verzehrten, oder ſich mit Spielen und Erzählungen die Zeit verkürzten. — Ich wandelte durch mehrere Reihen derſelben hin, und würde mich gern bei der einen oder andern dieſer Gruppen aufgehalten haben, ſowohl um ihnen zuzuhören, als auch um mich in ein Geſpräch mit ihnen einzulaſſen, mit ihnen zu lachen, zu ſcherzen, und auch bei dieſer Gelegenheit ſie über ihr Land auszufragen. — Aber dies gelang mir nicht! Meine Gegenwart war den guten Leuten läſtig. Die Abneigung, die Furcht, das Mißtrauen der Hinduer gegen die Europäer äußerten ſich auffallend, und ich mußte darunter leiden. Wo ich mich hinwandte, bemerkte ich die Aeußerungen dieſer Denkungsart, beſonders bei ſolchen Gruppen, bei welchen Weiber und Kinder waren. Ueberall, wo ich mich nur blikken ließ, verſtummten Geſpräch, Scherz und Lachen; augenblicklich verſchwand bei jeder Gruppe Heiterkeit und

Frohſinn; Jeder ſah mich mit Widerwillen und Verdruß an, und da, wo ich auf eine kurze Zeit ſtehen blieb, ſchien man mit Ungeduld auf meine Entfernung zu warten.

So weit geht der Haß, der Abſcheu und die Verachtung, welche ſich die Europäer bei dieſem gutmüthigen Volke zugezogen haben; ſie, die aufgeklärten Europäer, die ſich ſo leicht durch ihre höhere Kultur, ihre weit überlegenen Kenntniſſe und andere Vorzüge mehr die Achtung einer ſo biedern Nation, wie die Hinduer ſind, zu erwerben vermogten, haben ſich lieber durch ihren ſchlechten Lebenswandel, ihre Tyrannei und den unerträglichen Uebermuth, mit welchem ſie die Hinduer behandeln, verächtlich und verhaßt gemacht; was ihnen auch vollkommen gelungen iſt. — Dieſe Abneigung und Verachtung, welche die Hinduer gegen die Europäer hegen, iſt allgemein, und erſtreckt ſich auf alle weiße Menſchen. Nur dann, wenn man ihre Sprache verſteht, nüchtern und mäßig lebt, ſanftmüthig und menſchenfreundlich iſt, kann man es endlich dahin bringen, ihr Zutrauen zu gewinnen und ſich ihre Gewogenheit zu erwerben.

Ich geſtehe es, es ſchmerzte mich oft im Innerſten, wenn ich fühlen mußte, daß auch ich, weil die guten Leute mich nicht kannten, unter dieſem allgemeinen Haſſe leiden mußte. Sie wußten freilich nicht, daß ich meine eigenen Landsleute und Glaubensgenoſſen in Indien eben ſo ſehr verabſcheute, als ſie ſelbſt.

Da ich dieſen ehrlichen Leuten weder hinderlich ſeyn noch ſie in ihrem Vergnügen ſtören wollte, ſo entfernte ich mich bald wieder von ihnen, und kehrte zu meinem Palankine zurück, der ganz unbewacht ſtand; denn mein Bedienter, der ſich bei demſelben niedergelegt hatte, ſchlief äußerſt feſt. Würde ich mich unter ſolchen Umſtänden, bei einem ſo großen Menſchengewühle in Europa oder unter Europäern befunden haben, ſo hätte ich ganz gewiß verſichert ſeyn können, meinen Palankin rein ausgeleert, oder gar nicht mehr anzutreffen. Doch unter dieſen dummen, ſtockblinden Heiden hatte ich ſo etwas gar nicht zu befürchten; denn unter denſelben hört man nichts von den bei den Chriſten ſo häufigen Diebſtählen und Todſchlägen. Die eigentlichen Diebe von Profeſſion, die man in Indien findet, ſind die Europäer, die bloß in der Abſicht, ſich reich zu ſtehlen, hieher kommen, und ſelbſt aus ihrem Vaterlande allein zu dem Zwecke hieher geſchickt werden, das Land auszuplündern, und die Einwohner des Ihrigen zu berauben. Daß ſie das Morden auch gut verſtehen — ach! davon ſind leider Beiſpiele und Beweiſe nur zu viele vorhanden! —

Was noch weiter dazu dient, den ſanftmüthigen, friedliebenden Charakter dieſes gutartigen Volkes unwiderſprechlich zu beweiſen, iſt der kaum glaubliche Umſtand, daß bei der hier verſammelten unzähligen Menge Volks von verſchiedenen Stämmen, Zweigen und Sekten nicht der mindeſte Zank, Streit, Wortwechſel, brutaler Lärm oder gar Schlägerei vorfiel. Man ſah hier

keine Trunkenbolde oder tolle Zechbrüder, die aus Uebermuth einander zu Beleidigungen reizen; man hörte nichts von muthwilligen Streichen, die an Anderen verübt wurden; auch bedurfte es hier weder einer Wache, noch einer Schaar Gerichtsdiener, noch anderer Polizei-Anſtalten, um unter dieſem großen Menſchengetümmel Ruhe und Ordnung zu erhalten. Von all' dieſem war hier nichts zu ſehen, und doch herrſchte Ruhe, Friede, Zufriedenheit in ſolchem Grade, daß man hätte glauben ſollen, alle dieſe Menſchenhaufen machten nur eine einzige Familie aus.

Ich legte mich ein wenig nieder; das toſende Geräuſch hatte etwas nachgelaſſen; mein Nachbar der Vorleſer hatte aufgehört zu leſen; indeß war die Hitze immer noch drückend und die Moskiten wüteten immerfort; erſt ſpät nach Mitternacht konnte ich ein wenig einſchlafen. Doch genoß ich dieſen Schlaf nicht lange, da meinem Befehle zu Folge mich Einer von meinen Kulis aufweckte. Es war um vier Uhr und doch noch dunkel.

Das ganze Thal war nun ſchon wieder in Bewegung; das Geräuſch des ungeheuern Menſchengewühls glich dem Toſen eines Waſſerfalls. Alles eilte dem Berge zu, deſſen Gipfel ganz in Feuer aufzulodern ſchien, wegen der vielen Fackeln, die gleich Irrlichtern auf demſelben herumſchwirrten. Die Pechkränze, die unaufhörlich ihre Flamme ausſprüheten und die Feuerpfeile, die ſich hoch in die Luft erhoben, gaben dem Zuſchauer un-

ten im Thale ein ſeltſames, überraſchendes Schauſpiel.

Voll Neugierde und Verlangen begab ich mich alsbald auf den Weg. Ich ließ meinen Francisko bei dem Palankin zurück, nahm mein Fernrohr mit, und zog mit dem großen Haufen fort, der in größter Eintracht den Berg hinaneilte. Ich verweilte keinen Augenblick, um den Gipfel noch vor Tagesanbruche zu erreichen.

Unter dieſer großen Volkszahl war ich gewiß der Einzige, der den Berg in der Abſicht erſtieg, um das ſchönſte, herrlichſte Schauſpiel der Natur, den Aufgang der Sonne zu ſehen — ein Schauſpiel, das uns mehr als Tempelpracht und Götzenſchmuck zur Anbetung des allerhöchſten Weſens hinreißt! — Der ganze Volkshaufen wälzte ſich dem Götter-Tempel zu, wo gewiß ihr Herz und Gefühl weniger Nahrung fand, als in dem großen Tempel der Natur, deſſen Decke das Himmelsgewölbe iſt, und wo jetzt der Vorhang des Allerheiligſten aufgezogen werden ſollte.

Das Gewühl und Getöſe der Menſchen, die den ganzen Gipfel des Berges überdeckten, und nur auf den Augenblick lauſchten, in welchem das Idol in feierlicher Proceſſion aus dem Tempel gebracht wurde, war unbeſchreiblich.

Ich hingegen wandte mich auf eine entgegengeſetzte Seite, auf eine abgelegene, einſame Stelle, wo Niemand mich in meinen ſtillen Betrachtungen hinderte. Ich ſetzte mich auf einen hohen Stein, zündete eine Cigarre an,

und erwartete ſo mit Sehnſucht das Aufrollen des großen Vorhangs.

Mit unverwandten Augen ſtarrte ich eine Zeit lang in die ſchwarze Nacht hinaus. Auf ein Mal ſahe ich in Oſten die Luft ſich verdünnen. Die Meeresfläche ſchied ſich unmerklich von der Düſterheit; der Horizont öffnete ſich; Gold- und Purpurſtreifen, gleich als von einer Zauberruthe hervorgerufen, breiteten ſich am öſtlichen Saume des Himmels aus; die Wogen des Lichts wälzten ſich heran; die Sterne erbleichten; der erſte Schimmer des Tages umleuchtete mich. Nun ſchoſſen die Strahlen der Sonne am Gränzpunkte des Horizonts hervor; der Rand des Meeres glühte von Feuer, und aus feurigen, goldenen Wellen trat die Sonne in ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit hervor. — Düſtres Dunkel deckte noch die Tiefen; nur die Spitzen der Berge glänzten von den Strahlen der Wiederkehrenden vergoldet, die nun bald den Schleier aufrollte, und die ſchlafende Erde mit ihrem Lichte erfreute. Bergadler und Hühnerweiher erhoben ſich jetzt über mir in die Luft, drehten ſich in weiten Kreiſen umher, und ſchienen den neugebornen Tag mit ihrem Jauchzen zu begrüßen.

Ich verſank in ſüße Empfindungen *), aus welchen ich wieder erwachte, um das entzückende Gemälde, die

*) Die weiteren Herzensergießungen des gefühlvollen Verf. ſind weggelaſſen worden, weil ſie, ſo ſchön ſie auch ſind und ſo viel ſie auch dem Verf. Ehre machen, für uns nicht am rechten Orte waren. E.

unabſehbare, ſo reizend abwechſelnde Landſchaft zu bewundern, die ſich jetzt bei vollem Tageslichte vor meinen ſtaunenden Augen entfaltete! — Ueber eine Stunde hielt dieſes unnachahmliche, unvergleichbare Panorama meine Blicke gefeſſelt.

Endlich verließ ich meinen Standplatz und gieng auf die andere Seite des Berges hinüber, von wo ich nun in das Thal hinabblickte, das von Menſchen wimmelte, deren Geräuſch zu mir herauf erſcholl, wie das Brauſen der tobenden Wogen im wildeſten Sturme. Die Proceſſion, die bei Sonnen-Aufgang angefangen hatte, nahm nun gerade ihr Ende; ich glaubte aber nichts dabei verloren zu haben, ſondern hinreichend dafür entſchädigt zu ſeyn, daß ich dieſen Aufzug nicht ſah.

Es war zehn Uhr, als ich vom Berge herabkam; ich hatte meine Abreiſe auf neun Uhr beſtimmt, und meine Leute, die ſich reiſefertig gemacht hatten, warteten meiner. Ich konnte aber dieſen merkwürdigen Berg nicht verlaſſen, ohne ihn vollſtändig abgezeichnet zu haben. Darum war es weit über eilf Uhr, als ich endlich meine Reiſe fortſetzte.

Von Schiemanchelom geht der Weg ſüdoſtwärts durch Thäler zwiſchen Bergen von mittlerer Höhe, an welchen man den ſandigen Weg gleich einem weißen Bande ſich hinſchlängeln ſieht. Gruppen von Bäumen, zwiſchen den Klippen herabrieſelnde Bächelchen; hie und da ein Rudel Hirſche, die an dem Rande der Abhänge graſeten, und eine Menge andächtiger Pilger, die

nach dem Berge hin wallten; dies waren die Gegenſtände, welche dieſen ſonſt ſo öden, einſamen Weg, der ſich über drei Stunden weit erſtreckt, belebten.

Endlich entfernten ſich die Felſenmaſſen von einander und wir kamen wieder in die Ebene, in welcher ſich uns gleichfalls in der Ferne Wälder und Hügel mit Dörfern und Tempeln darſtellten.

Es war ſchon über drei Uhr, als wir in dem kleinen, aber niedlichen Dorfe Nabab-Pette anlangten, wo aber kein Schultri, ſondern als Ruheplatz für Reiſende bloß ein ſchattiger Mangle- oder Wurzelbaum mit einer aufgemauerten Bank iſt. Es ruheten hier ſchon zu viele ermüdete Wanderer im Schatten, als daß wir auch noch ein Plätzchen für uns hätten finden können. — Wir beſchloſſen daher, auf der andern Seite des Dorfes eine ſchöne Stelle zu unſerm Lagerplatze zu erwählen.

Indem wir durch das Dorf zogen, hörte ich das Getöſe einer indiſchen Trommel in einer von den Hütten deſſelben mit einem abwechſelnd dazwiſchen ſchallenden weiblichen Gellen. Neugierig ſah ich über die Lehmmauer, womit dieſe Hütte, ſo wie es alle Bauerhütten in Indien ſind *), eingefaßt war, und bemerkte, daß man

*) Die Bauerhäuſer ſtehen alle einzeln und jedes iſt mit einer Lehmmauer (Pagger) umgeben, die einen großen Raum einſchließt. D. V.

mit der Austreibung eines Teufels beſchäftigt war. Da ich ſolche Gaukelpoſſen hier zu Lande ſchon öfter geſehen hatte, ſo verweilte ich nicht dabei, ſondern ſetzte meinen Weg weiter fort.

Die Hinduer, das muß ich meinen Leſern ſagen, verſtehen das Teufelaustreiben eben ſo gut, als andere Völker, welche dieſe wichtige Kunſt in größter Vollkommenheit zu beſitzen ſich ſchmeicheln. — Die Hinduer glauben aber, daß es männliche und weibliche Teufel gebe, von welchen jene allein in Manns-, dieſe in Weibsperſonen fahren. Die gewöhnlichen Wohnungen der indiſchen Teufel ſind jedoch die großen und dicken Bäume, den Manglebaum *) ausgenommen, welcher daher für heilig gehalten wird, weswegen auch an denſelben Ruhebänke und kleine Tempel erbaut ſind.

Dem Aberglauben der Hinduer zu Folge werden die Seelen aller großen Verbrecher, die dahin geſtorben ſind, ohne Buße gethan zu haben, nachdem ſie ihre Strafe in einer der vier erſten von den ſieben Höllen überſtanden haben, verurtheilt auf der Erde herum zu irren, bis ſie durch die Opfer erlöſt werden, welche ihre Familie für ſie zu Goïja **) darbringt, oder durch andere Fürbitte

*) Wortelboom im Originale. Sollte aber hier vielleicht der Banianen- oder Pagadenbaum (ficus religiosa) darunter verſtanden ſeyn? E.

**) Bei anderen Schriftſtellern Gaija, eine Stadt in Berar. E.

Gnade finden. — Dieſe abgeſchiedenen Geiſter erhalten verſchiedene Namen; ſie ſind theils bösartig, theils unſchädlich. Die erſteren erſchrecken und quälen die Menſchen, die ihre Religionspflichten nicht erfüllen u. ſ. w. Zu den unſchädlichen irrenden Geiſtern gehören unter andern auch die Seelen der Braminen, welche unverheurathet ſtarben, ob ſie gleich das erforderliche Alter erreicht hatten.

Wenn man nun glaubt, daß ein ſolcher Geiſt oder Teufel in einen Menſchen gefahren ſey, ſo ruft man einen Beſchwörer herbei, der ſodann eine Anzahl männlicher und weiblicher Teufel, die unter ſeinem Befehle ſtehen, mitbringt. Wenn ein ſolcher Geiſterbanner nicht wenigſtens ein halbes Dutzend Teufel zu Gebote ſtehen hat, ſo ſteht er nicht in Anſehen, und wird für ungeſchickt und unvermögend gehalten. — Das Erſte, was ein ſolcher Kraftmann thut, wenn er zu einem Beſeſſenen gerufen wird, iſt, daß er das Haus oder die Hütte, worin ſich der Patient befindet, mit einem Zauberkreiſe umzieht, damit der Teufel vor der Hand bleiben müſſe, und ihm nicht entwiſchen könne, ehe er ihn förmlich verhört habe. — Dann tritt er näher zu dem Kranken, und nach einigen Gaukeleien und abergläubiſchen Poſſen muß ſodann der Teufel ins Verhör, und dem Wundermanne die Fragen: Wie er heißt; wo er her iſt; wie, warum, wann und auf welche Weiſe er in dieſen Leib gefahren? — durch den Mund des Beſeſſenen beantworten. — Endlich gebietet der Beſchwörer dem Teufel, ſeine bisherige Wohnung zu verlaſſen; wozu aber dieſer gewöhnlich nicht

viele Luſt bezeugt, und mancherlei Einwendungen dagegen macht. Weigert dieſer Schelm ſich lange auszufahren und beharrt er auf ſeiner Widerſpänſtigkeit, ſo befiehlt der Beſchwörer Einem oder einem Paare ſeiner dienſtbaren Geiſter in den Leib des Beſeſſenen zu fahren und den Starrkopf herauszutreiben, der dann, wann er von ſeinen Häſchern genug gezüchtigt worden iſt, endlich um Gnade bittet, und abzuziehen verſpricht. Der Beſchwörer verbannt ihn dann gewöhnlich in dieſe oder jene Gegend, oder nimmt ihn auch wohl in ſeine Dienſte, um ſein geiſtiges Gefolge zu verſtärken.

Dieſe Gaukelei verrichtet ein ſolcher hinduiſcher Teufelsbanner ohne Scheu und ohne ein Geheimniß daraus zu machen, in Jedermanns Gegenwart; nur Europäer werden nicht dabei zugelaſſen.

Die Hinduer glauben auch an Hexen, und dieſe ſollen auch die Gewalt haben, in Menſchen zu fahren. Die Gegenwart einer ſolchen Hexe in dem Leibe eines Menſchen erkennen ſie hauptſächlich daran, wenn der Beſeſſene nicht nur die gewöhnlichen Zuckungen und Verzerrungen, Aufſchwellungen des Bauchs u. ſ. w. an ſich zeigt; ſondern auch den Schein einer Lampe vier-, zehen-, ja zwanzigfach zu ſehen glaubt. — Auch in dieſem Falle nimmt man ſeine Zuflucht zu dem Teufelsbanner, der dann mit ähnlichen Ceremonieen die Hexe befragt, was ſie für ein Recht gehabt habe, dieſe Perſon zu quälen? Darauf wird dann gewöhnlich die Antwort gegeben, der oder die Beſeſſene habe ihren Haß, Zorn, Unwillen oder Neid

durch dieſes oder jenes erregt, und ihre Rache auf ſich gezogen, und dergleichen. Nun befiehlt ihr der Hexenmeiſter, den Leib, in den ſie gefahren iſt, auf der Stelle wieder zu verlaſſen; da aber die Hexe gewöhnlich ſich weigert, zu gehorchen; ſo wirft er dann, um ſie mit Gewalt zum Abzuge zu zwingen, aus allen Kräften einige Senfkörner auf den Leib des oder der Beſeſſenen, wodurch ihr eine unausſtehliche Pein zugefügt werden ſoll. Durch dieſes und andere Mittel wird dann die Hexe genöthigt, Abbitte zu thun und abzuziehen. Zum Beweiſe, daß die Hexe wirklich ihren Abmarſch genommen hat, läßt der Beſchwörer die beſeſſen geweſene Perſon einen alten Pantoffel oder Schuh mit den Zähnen von der Erde aufheben, ein Paar Schritte weit forttragen und dann hinfallen. — Senfkörner werden überhaupt von den hinduiſchen Prieſtern zum Austreiben der Teufel und böſen Geiſter gebraucht. — Prieſter einer andern Religion bedienen ſich dagegen des Weihwaſſers. — —

Ungefähr um vier Uhr Nachmittags zogen wir weiter, und erblickten bald nachher wieder das Meer. — Ich hatte gehofft, an dieſem Tage noch in Zeiten Vizagapatnam zu erreichen; aber die Nacht überfiel uns, ehe wir dahin kamen, und da ich nicht gern im Dunkeln dort ankommen wollte, ſo beſchloß ich, in einem Dorfe Namens Deviegram, das uns zur Seite lag, zu übernachten. — Dieſes Dorf befand ſich mitten in einem Walde, von der Straße entfernt, und darum ward auch die Herberge (Schultri) in demſelben wenig beſucht, und wir fanden überflüſſigen Raum

für uns darin. — Unter mehreren Reiſenden fanden wir hier auch zwei büßende Fakirs, die ſich ganz nahe zu uns gelagert hatten; der eine ſchien mir ungefähr dreißig, der andere fünfzig Jahre alt zu ſeyn. Dieſer letztere hatte ſich ſelbſt die ſchreckliche und ſchmerzhafte Buße aufgelegt: mit in einander gefalteten Händen, die beiden Arme hoch über dem Kopfe in der Höhe zu halten, ohne ſie jemals wieder hinab zu bringen, und dieſes Gelübde hatte er bisher heilig gehalten. — Sein Geſellſchafter, der ihn überall begleitete, um ihn zu bedienen, hatte das Gelübde der ewigen Keuſchheit gethan, und ſich zu dem Ende einen großen eiſernen Ring, ſo dick wie eine Federſpule, durch die Schaamtheile gezogen.

Dritter Abſchnitt.

Ankunft zu Vizagapatnam. — Niederträchtiges Betragen der Engländer. — Das Verbrennen der hinduiſchen Wittwen. — Schreckliches Unglück. — Entſetzlicher Zuſtand und Lebensgefahr. — Unverhoffte Rettung. — Abreiſe von Vizagapatnam.

Ein Händeklatſchen (nach Landesſitte; denn eine andere Art aufzuwecken wäre hier zu Lande unſchicklich,) weckte mich aus dem Schlafe. „Bieſchnagapatnam Doreh! (d. h. Vizagapatnam, mein Herr!) hörte ich einen meiner Träger ſagen, und wirklich befand ich mich jetzt vor dieſem Orte. — Ich war in meinem Palan-

kine ruhig eingeſchlafen; noch vor Tages Anbruche hatten mich meine Kulis mit demſelbenſo ſachte aufgehoben und fortgetragen, daß ich immerfort ſanft ſchlief, bis ſie mich, wie geſagt, aufweckten.

Es mochte ungefähr ſechs Uhr Morgens ſeyn. Ich hatte Geſchäfte in dieſer Stadt abzuthun, die einen Aufenthalt von drei bis vier Tagen daſelbſt erforderten. Es war hier zwar eine Art von Gaſthof, den ein Engländer hielt; aber ich kehrte lieber bei einem Freunde ein, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon vormals zu Negapatnam gemacht hatte, und der mich nun mit größtem Vergnügen aufnahm.

Vizagapatnam (eigentlich Bieſchnagapatnam, d. h. Schlangengiftſtadt,) gehört den Engländern *), die hier eine befeſtigte, mit vier kleinen Baſtionen verſehene Faktorei haben, die mit etwa 18 Kanonen beſetzt iſt. Dieſer Ort hat den Vortheil, an der Mündung eines Fluſſes zu liegen; die Einfahrt iſt jedoch wegen der ſtarken Brandung, die gewöhnlich Statt findet, ſehr gefährlich. Die Stadt oder vielmehr das Dorf liegt zwiſchen dürren, kahlen Bergen und ſteilen Felſen eingeklemmt. Der Boden iſt tiefer Sand mit ſcharfen hervorſtechenden Klippen. Die Hitze iſt um die Mitte des Tages unerträglich, da der Ort wie in einem Keſſel liegt. Uebrigens iſt es ein einſamer, trauriger, widerli-

*) Gehört jetzt zu dem brittiſchen Unter-Oriſſa oder den nördlichen Circars. E.

cher Ort. Man baut hier Schiffe, verfertigt in der Gegend grobe Tücher und Zeuche, auch feinern Zitz und Mußeline, die in den Handel kommen.

Im J. 1709 wurde dieſer Ort von Fakir Khan, Nabob von Tſchikakol belagert und beinahe ganz zerſtört. Derſelbe hatte dem damaligen Oberbefehlshaber von Vizagapatnam, Namens Simon Holcomb, für Rechnung der engliſchen Handelsgeſellſchaft eine anſehnliche Summe geborgt. Holcomb ſtarb vor der Verfallzeit dieſes Anlehens. Der Nabob forderte hierauf dieſes Geld von deſſen Nachfolger zurück; dieſer aber war ſo unverſchämt, die Rückzahlung zu verweigern, indem er ſagte, er ſey nicht verbunden, die Schulden ſeines Vorgängers zu bezahlen; da doch dieſes Geld im Namen und für Rechnung der brittiſchen Kompagnie entlehnt, und der Schuldſchein in ihrem Namen und unter ihrem Siegel ausgefertigt worden war.

Da alle Bemühungen des Nabob's, ſein Geld in Güte wieder zu erhalten, vergeblich waren, ſo zog er endlich mit Heereskraft heran, und belagerte dieſen Ort mit 3500 Mann Fußvolk und 300 Mann Reiterei. Dadurch zwang er nicht nnr die Engländer, ihm ſein Geld zurückzugeben; ſondern auch, ihm wegen ihres ſchlechten Betragens auf eine ſchimpfliche Weiſe Abbitte zu thun, und um Frieden nachzuſuchen, den er ihnen auch unter der Bedingung, ihm einen Hinduer Namens Agappa auszuliefern, zugeſtand.

Dieſer Agappa war ein Unterthan des Groß-Moguls, und zu Vizagapatnam Kompagnie-Kauf-

mann bei den Engländern, welchen er ſehr zugethan war. Er hatte ſehr thätigen Antheil an dieſem Kriege genommen, und während der Belagerung das Volk eifrigſt zum Widerſtande aufgemuntert; auch hatte er einige benachbarte Radſchahs aufzuhetzen und ſie dahin zu bringen geſucht, daß ſie dem Nabob in ſein Land fallen und ihn dadurch nöthigen ſollten, die Belagerung aufzuheben.

Dieſen braven Mann, der ſich ſo ſehr um die Engländer verdient gemacht hatte, lieferten ſie mit der größten Gleichgültigkeit, Trotz ſeiner Thränen und ſeines herzangreifenden Flehens, Trotz des Jammergewinſels ſeiner troſtloſen Familie in die Hände des ergrimmten Nabobs aus, der ihn eines langſamen und peinlichen Todes ſterben ließ. — So belohnten die Unmenſchen Treue und Dienſteifer, ohne den mindeſten Verſuch zu ſeiner Rettung zu machen. — Dies iſt jedoch die gewöhnliche Handlungsweiſe der Engländer in Indien. Wenn es ihre Herrſchſucht und Goldgierde verlangt, ſo geben ſie ihren treueſten Anhänger, ihren größten Wohlthäter dem ſchrecklichſten Schickſale Preiß.

Wie viele Nabobs und Radſchahs oder indiſche Fürſten haben die Britten, ſelbſt wenn ſie die wichtigſten Dienſtleiſtungen von ihnen empfangen hatten, auf die undankbarſte und niederträchtigſte Weiſe betrogen, verrathen und verkauft! Wo ſie dieſes nicht mit offenbarer Gewalt ausführen konnten, da bedienten ſie ſich gedungener Mörder, des Dolchs und Gifts, um Jeden aus dem Wege zu räumen, der ihnen im Lichte ſtand! — O,

wenn die Stimme des Geldes bei ihnen ſpricht, da müſſen Dankbarkeit, Freundſchaft, Menſchenliebe und Gottesfurcht ſchweigen! Für Geld opfern ſie Alles auf, Freund und Wohlthäter, nichts iſt ihnen dann zu heilig! — —

Doch für dieſes Mal genug hiervon! Es findet ſich noch mehrere Gelegenheit hierüber zu ſprechen.

In den zwei erſten Tagen meines Aufenthalts zu Vizagapatnam beſchäftigte ich mich mit der Berichtigung meiner Angelegenheiten und mit dem Einkaufe einiger mit Elfenbein eingelegten Betelbüchſen, Schmuckkäſtchen und dergleichen Galanteriewaaren, die ich zum Geſchenke für einige Freundinnen auf der ſüdlichen Küſte mitnehmen wollte. — Die gedachten Betelbüchſen ſind viereckige Käſtchen, in welchen man die Areka, das Betelblatt u. ſ. w., kurz Alles, was zum Betelkäuen gehört, aufbewahrt. Solche Kiſtchen, ſo wie überhaupt alle Arten von kleineren und größeren, mit Elfenbein eingelegten Kunſtarbeiten, werden auf der ganzen Küſte nirgends ſo ſchön und ſo künſtlich verfertigt, wie in Vizagapatnam; denn die hieſigen Eingebornen verſtehen nicht nur die Kunſt, Elfenbein auf Büchſen, Käſtchen, ja in Tafeln, Stühle, Kanapees, Palankins und andere große Möbels ſehr ſchön einzulegen, und dieſelben ſo damit zu bedecken, daß man auch die Zuſammenfügungen nicht daran wahrnehmen kann; ſondern ſie bringen auch Blumen, Früchte, Landſchaften und andere Figuren mit dauerhaften Farben darauf an. — Selten reiſet Jemand durch Vizagapatnam, ohne einige ſolcher Ga-

lanteriewaaren für ſeine Angehörigen oder Freunde mitzunehmen. —

Doch, hier zog ein anderer Gegenſtand meine Aufmerkſamkeit noch weit ſtärker auf ſich; nämlich am dritten Tage meines Aufenthalts an dieſem Orte ſollte die Ceremonie der Verbrennung einer jungen Hinduerin von der Kaſte der Schettris mit der Leiche ihres Gatten in dem, von Vizagapatnam etwa anderthalb Meilen entfernten, Dorfe Velur Statt finden, und zwar auf eine Art, wie ich es noch nie geſehen hatte, indem die Wittwe, um ſich mit ihrem Manne zu verbrennen, in eine Grube voll Feuer ſpringen ſollte.

Ich entſchloß mich daher auf das genannte Dorf hinauszugehen und der ſchauerlichen Ceremonie beizuwohnen. Doch, ehe ich in meiner Erzählung weiter fortfahre, muß ich hier Einiges über das Verbrennen der Wittwen in Indien zur Berichtigung verſchiedener Irrthümer anmerken, die man in Europa hierüber hegt.

Nur allein die Wittwen der Braminen, Schettris und der vornehmſten Stämme der Kaſte Beiſſe haben das Vorrecht, ſich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen laſſen zu dürfen. Den Weibern aus der Kaſte der Sudder wird dieſes nicht geſtattet. — Es giebt auch mehrere Fälle und Umſtände, welche eine Frau von dieſem Gelübde losſagen, wenn ſie daſſelbe auch am Trauungstage oder während der Ehe ihrem

Manne gethan hat; z. B. wenn derſelbe ein Jahr von ihr abweſend oder in der Leiſtung der ehelichen Pflicht nachläſſig war; wenn er ſie übel behandelt oder ſie verſtoßen hat, u. ſ. w. Auch iſt es in den Geſetzen und heiligen Büchern der Hinduer dem Manne ſtreng verboten, es ſey vor oder nach der Trauung, oder auch auf dem Sterbebette von ſeiner Frau ein ſolches Verſprechen zu fordern. Die Wittwe muß hierin vollkommen freien Willen haben. Niemand kann und ſoll ſie dazu zwingen oder bereden; welches auch in der Kaſte der Braminen ſelten oder nie, zuweilen aber in der Kaſte der Schettris geſchehen ſoll. Doch hat ſelbſt eine Frau, welcher man das Verſprechen, ſich mit ihrem Manne verbrennen zu laſſen, auf dieſe oder jene Weiſe abgenöthigt oder abgeſchwatzt hat, noch in dem letzten Augenblicke, wenn daſſelbe ſie gereut, das Recht zurückzutreten. Man hat Beiſpiele, daß dieſes auch zuweilen geſchehen iſt. Die Schande, welche jedoch dadurch auf eine Familie fällt, iſt unauslöſchlich. — Eine Frau, welche ſchwanger iſt, oder ein Kind hat, das ſie noch ſtillt (die Hinduerinnen ſtillen alle ihre Kinder ſelbſt,) darf ſich nicht mit verbrennen laſſen. — Mancherlei Beweggründe können jedoch eine Wittwe zu dieſer That verleiten; denn erſtens wird ihre und ihres Mannes Familie gewiſſer Maaßen dadurch geadelt; zweitens iſt die Wittwe der zuverſichtlichen Meinung, daß ſie durch dieſe Aufopferung ihres Mannes Glückſeligkeit beträchtlich erhöhet; ja ihn dadurch ſelbſt aus der Hölle reißen könne; drittens macht man die Weiber von Kindheit auf glauben, daß eine Wittwe, die ſich mit ihrem Manne

verbrennen läßt, nichts von der Glut des Feuers empfinde. Ueberdies wird ein ſolcher Opfertod für ſehr verdienſtlich und rühmlich gehalten; auch iſt in dieſem Lande der Zuſtand der Wittwen wirklich ſehr traurig; ſie werden als der Welt abgeſtorben angeſehen; ſie dürfen nicht wieder heurathen, müſſen den Kopf kahl ſcheeren laſſen; können keinen Schmuck, kein Gold oder Silber, keine Kleider von Seidenzeuchen oder farbigem Zitze mehr tragen, und was noch das Wichtigſte iſt, ſie erben nichts von ihrem verſtorbenen Manne, ſondern der älteſte Sohn tritt ſogleich in deſſen Rechte; doch iſt die Wittwe noch glücklich, wenn ſie einen Sohn hat; denn hat ſie nur Töchter, ſo nimmt der Bruder des Verſtorbenen, oder des Bruders Sohn, oder überhaupt der nächſte männliche Blutsverwandte deſſelben die Erbſchaft in Beſitz, und die Wittwe hat mit ihren Töchtern nichts als den nothdürftigen Unterhalt zu erwarten, welchen ſie noch obendrein durch ihre Arbeit verdienen muß. — Die heiligen Bücher der Hinduer verſprechen auch den Wittwen, die ſich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen laſſen, für dieſe Aufopferung den freudenvollen Genuß des Paradieſes auf fünf und dreißig Millionen *) Jahre! — Dies iſt doch allerdings der Mühe werth! — Eine Wittwe, die ſich auch nicht aufopfert, kömmt nach ihrem Tode geraden Wegs ins Paradies, wenn ſie ihre Wittwenzeit untadelhaft und keuſch verlebt hat; wo nicht, ſo fährt ſie ohne weiters in die Hölle.

*) Drei Krore und fünfzig Lack. D. V.

Im ſtrengſten Verſtande iſt es jedoch nicht wahr, was manche Reiſebeſchreiber ſagen, nämlich daß die Wittwen zu dieſer Aufopferung gezwungen werden, oder daß die tiefſte Schmach ihrer warte, wenn ſie ſich derſelben entziehen *). Unter mehreren tauſend Hindnern der höheren Kaſten, die jährlich ſterben, iſt oft kaum Einer, deſſen Wittwe ſich mit ſeiner Leiche verbrennen läßt, und dieſes geſchieht dann gewöhnlich aus Verzweiflung, zuweilen aber auch (ich kann es behaupten) aus innigſter Liebe zu dem verſtorbenen Gatten. Man hat ſogar Beiſpiele genug, daß öffentliche Tänzerinnen (Dewedaſchi's, gewöhnlich Bajaderen genannt) ſich mit ihren verſtorbenen Liebhabern freiwillig verbrennen ließen. **)

Eine Wittwe, welche ſich nach gethanenem Gelübde weigert, ſich mit der Leiche ihres Mannes verbrennen zu laſſen, wird nur dann beſchimpft und aus ihrer Kaſte geſtoßen, wann ſie dieſes Gelübde durch ein feier-

*) Beſt erzählt (in ſeinen Briefen über Indien), daß, als er einer Wittwe, die ihn erſuchte, bei dem Gouverneur von Madras nochmals für ſie um die bereits abgeſchlagene Erlaubniß, ſich mit der Leiche ihres Mannes verbrennen laſſen zu dürfen, anzuhalten, dieſe Bitte geradezu abſchlug, dieſelbe dann voll Verzweiflung zu ihm geſagt habe, da bleibe ihr nun nichts Anders übrig, als die Mätreſſe eines Europäers zu werden! — E.

**) Jeder teutſche Leſer wird ſich hiebei an das ſchöne Götheſche Gedicht: Der indiſche Gott und die Bajadere — erinnern. E.

liches Opfer beſtätigt hat; dann wird ihr im Weigerungsfalle der Kopf mit Eſelsharn gewaſchen, und ſie rücklings auf einem Eſel ſitzend zu ihrem Wohnorte hinaus geführt und aus demſelben, ſo wie aus der ganzen Landſchaft auf ewig verbannt. So befehlen es wenigſtens die heiligen Bücher.

Doch, um nun wieder auf die Verbrennung zu kommen, welcher ich beizuwohnen mich entſchloſſen hatte, weil die Art derſelben von derjenigen verſchieden iſt, die ich in den ſüdlichen Theilen der Küſte Koromandel ſah, ſo habe ich Folgendes davon zu berichten.

Ich mußte den Weg nach Velur allein machen, weil meinem Hauswirthe, der mich hatte begleiten wollen, eine Verhinderung vorgefallen war; ich folgte jedoch dem Haufen derer nach, die ebenfalls dahin giengen. — Wir kamen um drei Uhr in dem Dorfe an, und fanden bald das Haus der Perſon, welche die Hauptrolle in dieſem Trauerſpiele übernehmen ſollte. — Sie ſaß vor ihrer Hausthüre unter einer Art von Thronhimmel, umringt von einigen Frauenzimmern und Mannsperſonen (wahrſcheinlich ihren Blutsverwandten), welchen ſie von Zeit zu Zeit Betel austheilte, während ſie unterdeſſen, ohne ein Wörtchen zu ſprechen, immerfort die Lippen bewegte, wie eine Perſon, welche betet. In ihrem ganzen Weſen war nicht die mindeſte Spur von Angſt oder Furcht zu bemerken; ſie ſchien im Gegentheile ganz ruhig und gefaßt zu ſeyn.

Es war Jammerſchade um das liebe Weibchen! Meiner Schätzung nach war ſie nicht über acht und zwan-

zig Jahre alt, und hatte eine liebenswürdige, ſanfte Geſichtsbildung bei einer wohlgebauten Leibesgeſtalt. — Innig gerührt verließ ich ſie, um mit Bequemlichkeit die Grube zu beſehen, in welche ſie ſich ſtürzen ſollte; denn ich befürchtete, ſpäter keine Gelegenheit mehr dazu zu haben.

Hinduer von den oberen Kaſten rühren keine Leiche an, weil ſie ſich dadurch verunreinigen würden; darum geben ſich auch nur die verächtlichſten Zünfte der verachteten Kaſte der Pariahs, nämlich die Tſchakelies oder Schuſter und die Vettians oder Todtengräber, mit der Beſtellung, Begrabung und Verbrennung der Todten ab. Wenn aber eine Frau ſich mit ihrem verſtorbenen Manne verbrennen läßt, ſo iſt die Sache ganz anders; denn dieſes wird als ein heiliges Werk angeſehen, bei welchem es verdienſtlich iſt, mit Hand anzulegen; da wird nun weder ein Schuſter, noch ein Todtengräber, noch ſonſt Jemand von den niedrigen Volksklaſſen zugelaſſen.

Ich fand die Grube eine kleine Viertelſtunde weit von dem Dorfe auf einer Ebene; ſie war, nach meiner Schäzzung, zehen Fuß lang, acht Fuß breit, und eben ſo tief. Man war eifrig damit beſchäftigt, Holz hinein zu werfen, um die ſchreckliche Kohlenglut zu vermehren und zu unterhalten.

Nicht lange nachher hörte ich das Getöſe der Muſik welche die Annäherung des Schlachtopfers verkündigte; dieſelben Perſonen, welche bei ihr vor der Thüre geſeſſen hatten, begleiteten ſie auf dieſem Zuge. Sie trug eine

mit Gewürznelken beſteckte Limonie in der Hand, welche bei den hinduiſchen Frauenzimmern die Dienſte der wohlriechenden Waſſer verſieht, und woran ſie zuweilen roch.

Der ganze Zug begab ſich nun mit ihr zu dem nahen Teiche; ehe ſie zu demſelben kam, legte ſie all ihren Schmuck und Geſchmeide ab, vertheilte es unter einige ihrer Begleiterinnen, und nachdem ſie ſich ſodann gebadet oder gereinigt hatte, hüllte ſie ſich in ein weißes kattunenes Kleid, das in Kurkuma getaucht war, und näherte ſich mit feierlichem Gange, mit erhabenem Haupte, gleichſam im Triumphe, unter dem Schalle der Muſik, begleitet von einigen Braminen, die ihr durch Lobgeſänge Muth einſprachen, der Feuergrube, die man in der Zwiſchenzeit mit hohen Matten umgeben hatte, damit die ſich Opfernde nicht erſchrecken ſollte, wenn ſie zu frühe dieſe Glut erblickte. Am Rande der Grube lag die entſeelte Leiche des Mannes auf einer Bahre. Die Wittwe blieb eine Weile vor derſelben ſtehen, blickte mit einer Miene voll der bitterſten Wehmuth die Leiche an, ſchlug ſich vor die Bruſt und weinte laut; endlich machte ſie eine Verbeugung vor derſelben und gieng drei Mal um die Grube herum, indem ſie jedes Mal, wann ſie an dem Leichname ihres Mannes vorbei kam, die Hände vor den Kopf hielt und ſich tief verbeugte. Dann blieb ſie dicht bei ihm ſtehen, wandte ſich an ihre Freunde und Verwandte, und nahm, ſo viel ich bemerken konnte, ganz ruhig Abſchied von denſelben. Man überreichte ihr hierauf einen Topf mit Oele, wovon ſie zuerſt einen Theil auf die Leiche goß und nachher den Topf auf den Kopf nahm, indem ſie

drei Mal mit lauter Stimme Naraina! (einen Namen von Wiſchnu) ausrief. Nun wurde ſchnell die Matte vor der Grube weggenommen, die Leiche wurde hineingeworfen und furchtlos ſprang die Wittwe ihr nach in den glühenden Feuerpfuhl, unter einem fürchterlichen Geſchreie der anweſenden Weiber und dem betäubenden Geräuſche der Muſik, während jeder von den Umſtehenden den Feuerbrand, den er zu dieſem Ende in der Hand hielt, ihr nachwarf, ſo daß ſie in dem Augenblicke davon bedeckt war.

Ich ſchauderte, als ich die Unglückliche hinabſpringen ſah, und konnte mich lange nicht von dem Schrecken erholen. Einen ſolchen Eindruck hatten ähnliche Trauerſpiele noch nicht auf mich gemacht; da ich in dem ſüdlichen Theile der Küſte Koromandel und anderwärts einige Wittwen nach der dort üblichen Art verbrennen ſah, wo nämlich die zum Opfer beſtimmte Wittwe auf einen Holzſtoß ſteigt, die Leiche ihres Mannes in die Arme nimmt, und dann, nachdem man ſie mit allerlei Brennmaterialien umgeben hat, mit derſelben verbrannt wird. Dieſe Todesart iſt gewiß noch ſchrecklicher, da das Feuer, ſo ſchnell man es auch zu verbreiten ſucht, die Opfer doch nicht ſo ſchnell erreicht, daß die Wittwe nicht noch viel dabei leiden ſollte; wenigſtens mehr, als die, welche ſich in einen glühenden Feuerpfuhl ſtürzt, in welchem ſie ſogleich erſtickt, und ſchnell verzehrt wird. Aber mehr Beherztheit wird zu dem Sprunge in die Feuergrube erfordert, und deswegen machte auch dieſe Art der Verbrennung mehr Eindruck auf mich. —

Darum entfernte ich mich auch ſogleich, nachdem die Witiwe ſich dem Tode in die Arme geſtürzt hatte, und wartete die Ceremonieen nicht ab, die nachher noch Statt finden ſollten; ſondern kehrte in das Dorf zurück, wo ich noch einen Tempel beſichtigte, und da die Sonne bereits untergegangen war, und es dunkel zu werden begann, ſo ſuchte ich den Rückweg; aber ich verirrte mich; ein Mann, den ich traf, wies mich zurechte; ich ſchlug einen Fußpfad ein, um wieder auf den rechten Weg zu kommen; aber auch dieſen verlor ich bei der großen Dunkelheit der Nacht; ich tappte im Finſtern umher, und rutſchte hierauf, ohne mich beſonders zu beſchädigen, in eine tiefe Höhle hinab, in welcher ich zwei grauenvolle Nächte und eben ſo viele Tage der Verzweiflung Preis gegeben war; bis ich endlich nach langen vergeblichen Bemühungen am Abende des dritten Tages einen Ausgang fand, und ſodann glücklich wieder zu Vizagapatnam anlangte, wo man mich ſchon für verloren gehalten hatte. *)

Nachdem ich einige Tage ausgeruht, mich mit Speiſe und Trank erquickt und von den überſtandenen Leiden und

*) Die Leſer werden nicht darüber zürnen, daß in dieſer Ueberſetzung die ausführliche Schilderung der Leiden und Empfindungen, Fährlichkeiten und Schreckniſſe, die unſer Verfaſſer in jener Höhle ausgeſtanden, und womit derſelbe in ſeiner Reiſebeſchreibung acht und zwanzig Druckſeiten angefüllt hat, in wenig Zeilen zuſammengefaßt worden iſt; denn mit ſo vieler Theilnahme man ſie auch lieſt, ſo enthält ſie doch nicht das mindeſte Intereſſante für den Geographiefreund. E.

Mühſeligkeiten erholt hatte, ſetzte ich meine Reiſe weiter fort.

Vierter Abſchnitt.

Das ſchöne Thal. — Der Wahrſager. — Der Tempel der Tugend. — Das Fiſcherdorf. — Kattemaram. — Malabariſches Leichenbegängniß. — Der Wald von Kondr. — Ankunft zu Jaggernaikpuram. — Henriette. — Das Dorf Daatcherom. — Ankunft zu Maſulipatnam und Nachricht von dieſer Stadt.

Mühſam und beſchwerlich trugen mich meine Kulis keuchend auf einem felſigen holperigen Wege, der eine ziemlich beträchtliche Strecke weit gieng; ich wollte ausſteigen, um ſie zu erleichtern; aber ſie gaben es nicht zu; die guten Leute ſagten, nachdem was ich in der Höhle ausgeſtanden hätte, bedürfte ich wohl noch längerer Ruhe.

Endlich kamen wir gegen Mittag aus dieſem felſigen Hohlwege heraus und fanden nun einen beſſern Boden; bald darauf gelangten wir in ein herrliches Thal, in welchem das kleine, aber niedliche Dorf Chiriepillie in aller Schönheit vor uns da lag. Obſt- und Betelgärten umringten es auf allen Seiten, und die Berge umher waren bis auf ihre Gipfel mit hohen, grünen Bäumen und Geſträuchen bedeckt. Wir hielten hier ſtille, um zu Mittag zu eſſen. Wir fanden Lebensmittel in Ueberfluß,

Milch, Hühner, Eier und Obſt, ſo viel wir nur begehrten, und um ein Spottgeld.

Ungemein angenehm war dieſes Thal! Unzählige Vögel erfüllten mit ihrem Gezwitſcher und Geſange die Luft; von allen Seiten her wiederhallte das Girren der Turteltauben in den Felſenklüften, und die flüchtigen Gazellen ſonnten ſich auf den Abhängen der Berge ganz ohne Scheu und Furcht.

Ich war, um meiner armen Kulis willen, herzlich froh, dieſe herrliche Ruheſtelle erreicht zu haben. Sie hatten mich vom frühſten Morgen an auf ſteinigem Boden und in glühendem Sande bei einer heftigen, von den Felſen zurückprallenden Hitze auf ihren Schultern getragen; nun konnten ſie doch ihre ſchweißtriefenden abgematteten Glieder durch ein kühles Bad in dem hellen Waſſer des nahen Teiches erfriſchen, und in dem erquickenden Schatten der Bäume ausruhen.

Die hieſige Schultri oder Herberge ſtimmte mit den Vorzügen des Dorfes überein; ſie war geräumig, und ſchien noch nicht lange gebaut zu ſeyn. — Ich fand damals in derſelben keine andere Reiſende, als einen hinduiſchen Wahrſager. — Kaum hörte derſelbe, daß ich die Landesſprache verſtand, als er ſich mir auch mit einem tiefen Bückling näherte, und mich erſuchte, ihm zu erlauben, mir wahrzuſagen. Zum Zeitvertreibe ließ ich mir den Spaß gefallen.

Nach einigen Ceremonieen beſah er meine rechte Hand eine Weile mit großer Aufmerkſamkeit, und be-

gann dann, gleich unſern europäiſchen Wahrſagern, mir eine Reihe von Glückſeligkeiten und langes Leben zu prophezeihen. Ich bat ihn, mir nun auch zu ſagen, was mir bereits widerfahren wäre. Aber dazu konnte ich ihn nicht bringen, und als ich heftiger in ihn drang, und ihn wegen ſeiner Unwiſſenheit zu beſchämen ſuchte, ſo ſagte er mir endlich, daß ſeine Wiſſenſchaft ſich allein auf das Zukünftige beſchränke, und daß weder er, noch Einer ſeiner Kollegen, das Vergangene zu enthüllen vermögen.

Dieſe herumwandernden Propheten dürfen für ihr Wahrſagen kein Geld annehmen, ſondern man giebt ihnen entweder Reiß, oder ein Stückchen Zeuch, gewöhnlich ein Schnupftuch oder einen Lappen Kattun; es muß aber Alles noch ungebraucht ſeyn, ſonſt nehmen ſie es nicht an. Alles, was ſie von ſolchen Waaren bekommen, müſſen ſie an ſich hängen, und neun Tage mit ſich herumtragen, ehe ſie es zu ihrem Unterhalte verbrauchen oder verkaufen dürfen. Sie gleichen auf dieſe Weiſe einer lebendigen Trödelbude.

Zwar treffen ihre Prophezeihungen (wie natürlich) nur zufälliger Weiſe ein, und doch haben ſie noch immer Etwas zu thun; denn die Hinduer ſind ein ſehr leichtgläubiges, abergläubiſches, dem Hange zum Wunderbaren und Uebernatürlichen ergebenes Volk. — Sie unternehmen und beginnen Nichts von einiger Wichtigkeit, ohne vorher den Kalender nachgeſchlagen, oder einen Wahrſager um Rath gefragt zu haben. In dem

hinduiſchen Kalender (Pantſchangom) ſtehen für das ganze Jahr alle böſen und guten Tage und Stunden aufgezeichnet *). Auch giebt es in Indien eine Art Pandaroms oder Mönche, die jeden Morgen in den Orten herumgehen, und den Leuten für ein Almoſen die guten und böſen Stunden deſſelben Tages anzeigen. Ueberdies haben die Hinduer Bücher über Vogeldeuterei, Nativitätſtellerei, Sterndeuterei und andere ſolche abgeſchmackte Künſte, die ſie nachſchlagen, und durch deren Studium die Wahrſager und andere Betrüger deſſelben Gelichters ſich bei dem Volke in Anſehen ſetzen. —

Ich hatte mich über dem Baden in dem ſchönen, klaren Waſſer des Teiches allzu lange verweilt, ſo daß es vier Uhr war, als ich meine Reiſe fortſetzen wollte. Nun war es aber ſchon zu ſpät, um noch denſelben Tag das nächſte Dorf zu erreichen; ich entſchloß mich daher, hier zu übernachten, und benützte dieſe Gelegenheit, um durch dieſes Thal rund umher ſpazieren zu gehen. Es war ſchon beinahe finſter, als ich wieder zurück zu meiner Lagerſtelle kam, wo mein Francisco bereits mit einem köſtlichen Abendeſſen meiner wartete, das in einem Pillau von Hühnern und mit Eiern gebackenen Bananas beſtand. Ein vortreffliches Eſſen! —

Ich ſetzte mich nun unter das Schirmdach der Herberge auf die Matte meines Palankins, die mir zugleich

*) Ziemlich befriedigende Nachrichten von dieſem Kalender und ſeinem Inhalte theilt uns Abr. Roger in ſeiner offenen Thür des verborgenen Heidenthums, S. 122 u. f. mit. E.

zum Tiſche diente, und aß nach hinduiſcher Weiſe mit meinen Fingern. Die Hinduer bedienen ſich bei dem Eſſen keiner Löffel, Gabeln oder Meſſer, ſondern bloß ihrer Hände. Einige vorübergehende Dorfbewohner blieben ſtehen, und erſtaunten, einen Europäer ſo gemächlich nach ihrer Weiſe eſſen zu ſehen. — Mir ſchmeckte der nach Landesart trocken gekochte und gehörig gewürzte Reiß immer beſſer, wenn ich ihn mit den Fingern, als mit dem Löffel aß. —

Ein Trüppchen von ſehr artigen jungen Dewedaſchis mit ihrer Daja an der Spitze, kam herbei und erbot ſich, mich mit Tanz und Geſang zu beluſtigen; da ich aber ſo viel Vergnügen in der Unterhaltung mit dem Wahrſager fand, welcher angefangen hatte, mir von ſeinen Reiſen und Streifzügen durch Bengalen, Hinduſtan und andere Länder zu erzählen, daß ich dieſe jedem andern Zeitvertreibe vorzog, ſo dankte ich ihnen für ihr Anerbieten, und ſchickte ſie mit einem kleinen Geſchenke für ihre Bemühung wieder fort. — Der gedachte Wahrſager war ein Mann von ſehr geſunder Urtheilskraft, und von weit mehr Kenntniſſen, als ich bei ihm erwartet hatte. Beſonders war ihm das Talent, ſehr gut zu erzählen, eigen; er that dieſes mit ſolcher Wohlredenheit, und begleitete ſeine Worte mit einem ſo paſſenden Gebärdenſpiele, daß ich ganz darüber erſtaunte, und nicht müde wurde, ihm zuzuhören. So geſchah es nun, daß der Tag bereits anzubrechen begann, als wir von einander ſchieden. Ich legte mich in meinem Palankine zur Ruhe nieder.

Meine Kulis, die einige Zeit nachher aufſtanden, wollten, wie gewöhnlich, meinen Schlaf nicht ſtören, hoben mich daher ganz ſachte mit dem Palankin auf, und trabten ihre Straße fort. Ich ſchlief fort bis um ſieben Uhr, zu welcher Zeit wir in dem Dörfchen Rawil Halt machten, wo wir das Frühſtück nahmen.

In dieſem Dorfe wird viel Reiß und Tabak gebaut, und die Bewohner deſſelben ſchienen mir dabei ſich in einem gewiſſen Wohlſtande zu befinden; denn ihr Teich, Tempel und Schultri waren ſchön und gut unterhalten. Der Tabak von Rawil iſt in der ganzen Gegend berühmt; auch werden hier gute Cigarren, (Tabaksröllchen) verfertigt, die in großen Quantitäten verſendet werden. Da mein von Bimilipatnam mitgenommener Vorrath davon beinahe alle war, ſo kaufte ich hier tauſend Stück für 3 Rupien. *)

Wir kamen nun durch die Dörfer Watara, Pardom und andere, und ſetzten in Sangaries oder Kähnen von ausgehöhlten Kokosbäumen über zwei Arme eines Fluſſes. Die ganze Landſchaft ſtellte einen zuſammenhängenden Garten vor, und war mit einer

*) Ich wundre mich, daß man den oſtindiſchen Tabak nicht auch nach Europa ausführt, da er im Durchſchnitte genommen eben ſo gut iſt, als der weſtindiſche; ja an einigen Orten, wie z. B. zu Jaffana und Tutokeryn wird noch beſſeres gewonnen. D. V.

Menge wilder Palmen bewachſen, die oft ſo dicht beiſammen ſtanden, daß ein Menſch nicht zwiſchen zwei Stämmen hindurch kommen konnte. Dieſe wilden Palmen, die man in mehreren Theilen der Küſte ſehr zahlreich findet, tragen keine Früchte, und taugen bloß dazu, Latten und Balken aus ihren Stämmen zu ſchneiden. —

Ungefähr um zwei Uhr Nachmittags kamen wir nach Darma-Ur, welches Dorf ſeinen Namen von einem hier befindlichen, ſehr ſchönen Tempel hat, welcher dem Darma-Deve, oder Gotte der Tugend und Menſchenliebe geweiht iſt. Solcher Tempel findet man noch hie und da einige in Indien zerſtreut; doch meiſtens iſt dieſer Gottheit bloß ein Kapellchen dicht bei den Tempeln des Schiwen errichtet. Dieſer Gott der Tugend und Menſchenliebe wird gewöhnlich in der Geſtalt eines weißen Ochſen dargeſtellt. — Es gereicht den Hinduern doch gewiß zur Ehre, auch Tempel und Kapellen der Tugend und Menſchenliebe zu haben!

In der Herberge, in welcher wir unſer Mittagmahl hielten, fand ich einen Pandarom oder Mönch, welcher unentgeldlich den Durchreiſenden, die es verlangten, Reißwaſſer reichte, das er ihnen aus einem kleinen kupfernen Topfe in die hohle Hand goß. *)

*) Es iſt hinduiſche Sitte, daß keiner den Mund an das Trinkgefäße bringt, aus welchem Mehrere trinken, damit nicht (nach ihren Begriffen) Einer den Andern verunreinige. Man gießt daher in ſolchen Fällen das Getränke in die zuſammengehaltenen hohlen Hände. D. V.

Unſer Weg gieng nun durch eine ſandige Ebene; zu unſerer Rechten lagen hohe Berge in der Ferne, und ungefähr um 5 Uhr bekamen wir den Strand des Meeres wieder zu Geſicht, welchem wir eine Strecke weit folgten, bis wir zu einem Fiſcherdorfe gelangten, in welchem wir übernachten wollten.

In und bei dieſem Dorfe fand ich zwar weder Schultri oder Herberge, noch Gebüſche, noch Baumgärten; ja ſelbſt nicht ein Mal einen Baum, und doch gefiel es mir hier; denn der heitere Himmel, die weitgedehnte Ausſicht auf das Meer hinaus, der angenehme, kühle Seewind, der uns entgegen wehte, die weißen Sanddünen und die Brandung am Ufer mit ihrem Silberſchaume; dies Alles zuſammen genommen hielt mich für jenen Mangel reichlich ſchadlos. Ich freute mich, hier wieder Gegenſtände zu ſehen, an deren Anblick ich gewöhnt war, und die ich eine Zeit lang vermißt hatte. Auch war ich ſehr vergnügt darüber, daß ich hier friſche Fiſche haben konnte. Die Fiſcherfahrzeuge*) waren in See gegangen, und man erwartete jeden Augenblick ihre Rückkunft.

Ich ſetzte mich daher an den Strand nieder, blickte in das Meer hinaus, und ſah den erſehnten Fiſcher-

*) Kattemaram (d. h. in malabariſcher Sprache: gebundene Balken) ſind kleine Floſſe, jeder von fünf 15 bis 23 Fuß langen Balken, die mit ſtarken Tauen an einander gebunden ſind; ſie haben kleine Segel, womit ſie über die Wogen hinfliegen, und können ſogar Stürmen trotzen. Auf jedem ſind nur zwei Mann. D. V.

floſſen entgegen. Bald kamen ſie mit vollen Segeln heran und flogen in die Wette an einander vorbei. Der fröhliche Geſang der rückkehrenden Fiſcher wiederhallte aus der Ferne an den Sandhügeln des Ufers, und Tauſende von Möven, welche der kleinen Fiſcherflottille nachfolgten, in der Hoffnung auch Etwas von dem Fange zu erhaſchen, ſchrieen darein. Vorſichtig ſetzten die Fiſcher mit ihren Floſſen über die heftige Brandung, nachdem ſie die Segel eingerefft hatten, und ruderten mit angeſtrengten Kräften durch den gewaltigen Wogendrang und waren beinahe alle zu gleicher Zeit am Strande angelangt. Ihre Weiber empfiengen ſie jauchzend am Ufer, und das ganze Dorf ſtrömte herbei, theils aus Neugierde, theils um einzukaufen. Auch ich mit Franciſko und meinen Kulis gieng zu ihnen hin, und erhandelte für vier Dabus (etwas Weniges mehr, als zwei holl. Stüver) einige gute und ſchmackhafte Fiſche für unſer Nachteſſen.

Man bekömmt in Indien ſelten lebendige Fiſche zu Kauſe; denn die Fiſche ſtehen entweder ſogleich ab, wenn ſie gefangen ſind, oder doch noch, ehe ſie ans Ufer gebracht werden. Die Fiſcher müſſen daher ihre gefangenen Fiſche entweder noch denſelben Abend friſch verkaufen, oder Alles was ihnen davon übrig bleibt, ohne Aufſchub zu Karwaat machen, d. h. trocknen; denn am folgenden Tage würden die Fiſche ſchon verdorben und ungenießbar ſeyn.

Ueberhaupt ſind die Eingebornen dieſes Landes, ſowohl Hinduer, als portugieſiſche Chriſten größere Lieb-

haber vom Karwaat, als von friſchen Fiſchen; auch beſitzen die hinduiſchen Makuas oder Fiſcher wirklich eine beſondere Geſchicklichkeit in dem Trocknen oder Dörren der Fiſche, ſo daß dieſe nicht zu viel von ihrer Kraft verlieren, noch allzu ſehr geſalzen ſind. Unter anderm iſt der ſogenannte Königs-Karwaat *), der, nach meiner Meinung unſern geräucherten Lachs weit übertrifft, ein herrliches Eſſen. Es giebt aber auch noch mehrere andere, ſehr ſchmackhafte Sorten von Karwaat. —

Ich blieb am Ufer, bis die Fiſcher alle ihre gefangenen Fiſche verkauft hatten. Sie wuſchen ſodann ihre Körbe aus, hiengen die Netze zum Trocknen an Stangen auf und zogen ihre Floſſe hoch auf den Strand; dann giengen ſie in ihre Hütten zur Ruhe, um am folgenden Tage mit Sonnenaufgang wieder in See zu ſtechen, und Fiſche zu fangen.

Wir erwählten uns eine Stelle zwiſchen den hohen Sanddünen zum Nachtlager. Ich legte mich in meinen Palankin, und meine Kulis ſtreckten ihre müden Glieder rund um mich her in den Sand aus. Hier wurde ich nicht von quälenden Muskiten geplagt; die kühle Seeluft wehte ſo angenehm, daß ich unbedeckt lag, um ihre Erfriſchung ganz genießen zu können, und das

*) Der Königsfiſch iſt etwas größer, als ein Kabljau; den beſten fängt man bei Sadras. Man dörrt und räuchert ihn; er wird zu den beſten Leckerbiſſen gerechnet, und weit umher verſchickt. D. B.

donnernde Toſen und Brüllen der Wellen in der nahen Brandung wiegte mich in einen ſanften Schlaf ein.

Mit Tagesanbruch ſetzte ich meine Reiſe weiter fort. Anfangs gieng unſer Weg noch eine Strecke weit an dem Meresufer hin; dann entfernte er ſich etwas von demſelben, doch befanden wir uns immer noch zwiſchen Sanddünen, von welchen mehrere mit Bäumen und Gebüſchen bewachſen waren; auch ſahen wir viele Rehböcke, die nicht ſehr ſcheu zu ſeyn ſchienen.

Gegen Mittag kamen wir zu dem großen Dorfe Pannekotte, das an dem gleichnamigen Fluſſe liegt. Aus der Menge von Schutthaufen und Ruinen zerfallener Tempel und anderer Gebäude, die ſich rings um dieſes Dorf her dem Auge darſtellten, konnte man, was auch die Sage beſtätigt, leicht ſchließen, daß dieſer Ort vor Zeiten eine anſehnliche und volkreiche Stadt geweſen ſey.

Ein widriger Schall tönte mir aus der Ferne in langen, ſchleppenden Tönen entgegen. Es war der Schall einer Poſaune (Tareh), der uns ein malabariſches Leichenbegängniß ankündigte. — Der Verſtorbene muß ein Mann von Stand oder Anſehen geweſen ſeyn; denn er wurde in einem Palankin auf den Verbrennungsplatz getragen.

Um ſechs Uhr Morgens begaben wir uns wieder auf den Weg, und fuhren in einem Sangarie (Kahn, aus einem ausgehöhlten Kokosbaume gemacht), über den Fluß. — Die Gegend, durch welche wir nun kamen, war ſehr waldig und wenig bewohnt. Nachmittags um

drei Uhr kamen wir auf einen großen Platz, wo wir einen Trupp von ungefähr dreißig Reiſenden, Männern und Weibern von mancherlei Kaſten antrafen, die ſich in eine Art von Karawane vereinigt hatten, um durch den Wald von Konar zu ziehen.

Man hatte nämlich ſchon vor langer Zeit zwei ermordete Menſchen in dieſem Walde gefunden, und dies war hinreichend, um das ganze umliegende Land mit Furcht und Schrecken zu erfüllen. Dieſes gieng ſo weit, daß man ſich tauſend abenteuerliche Geſchichten von Räubern und Mördern, die in dieſem Walde hauſen ſollten, erzählte. Die gutartigen, menſchenfreundlichen Hinduer, ſind nicht an Räubereien und Mordthaten auf öffentlichen Straßen gewöhnt, weil ſolche Verbrechen unter ihnen nicht vorkommen. Dieſer Vorfall machte daher auch einen ſo tiefen Eindruck auf die Landbewohner, ſo wie auf die Reiſenden, daß ſeit dieſer Zeit Niemand es mehr wagte, allein durch dieſen furchtbaren Wald zu gehen; man wagte ſich nur gewaffnet und in einiger Anzahl in denſelben. Auch waren die meiſten Männer des Trupps mit Säbeln, Piken oder Stöcken bewaffnet. — Da ich eine Flinte und ein Paar Piſtolen bei mir hatte, und noch obendrein ein Europäer war, ſo erſuchten ſie mich, bei ihnen zu bleiben, und ſie am folgenden Morgen durch den Wald zu geleiten; welches ich auch gern bewilligte.

Da ich aber nicht Luſt hatte, die Nacht ohne Eſſen und Trinken auf dieſem freien Platze hinzubringen; ſo ließ ich mich in das benachbarte Dörfchen Manaar-Sua-

mie tragen, um daſelbſt zu Nacht zu ſpeiſen und zu ſchlafen; aber ich ward getäuſcht; denn ich fand beinahe nichts zu eſſen für mich.

Am andern Morgen machten wir uns alle bei Sonnenaufgange auf den Weg. Ich gieng zu Fuß an der Spitze des ganzen Zuges, die Flinte auf der Schulter und die Piſtole im Gürtel. — Wir zogen wohl zwei Stunden Weges durch dieſen verrufenen Wald, ohne etwas Anderes zu ſehen, als einige Hirſche und Rehe, und eine Menge rother Affen, die uns von den Bäumen herab angrinzten, und tauſend lächerliche Poſſen machten. Der Wald an ſich war ſehr anmuthig, und beſtand aus hohen und dicken Bäumen, die von einer unzähligen Menge verſchiedenartiger Vögel wimmelten, deren munterer Geſang und luſtiges Gezwitſcher ein ſeltſam verwirrtes Konzert bildete.

Als wir endlich wohlbehalten aus dem Walde auf einer offenen Ebene angekommen waren, nahmen meine bisherigen Reiſegeſellſchafter herzlichen Abſchied von mir, dankten mir für meinen Schutz, wünſchten mir Glück und Geſundheit, und ich.... ſtieg wieder in meinen Palankin.

Das Land, durch welches wir nun kamen, ſchien ſehr gut bevölkert zu ſeyn; denn man zählte viele Dörfer und Weiler in demſelben, die alle mit Baumgärten, Betelpflanzungen, Palm- und Kokosbäumen umgeben waren; auch ſah ich mehrere Tamarinden-Wäldchen. — Bald

bekamen wir wieder das Meer zu Geſichte; ſchon von ferne hatte uns die kühle Seeluft entgegen gewehet. Wir kamen über einen Arm des Kiſtnafluſſes, deſſen beide Ufer dicht mit Schilfe bewachſen waren, in welchem eine Menge Waſſervögel niſteten. — Gegen Abend kamen wir in das ſchöne Dorf Opara, das mit ſchönen Bäumen und Gärten umgeben iſt und zwei große, den Gottheiten Siwa und Mariatale geweihte Tempel enthält. — Wir übernachteten hier, und kamen am folgenden Morgen frühe zu Jaggernaikpuram an.

Hier hatte ich unter anderen Bekannten auch einen ſehr guten Freund, Herrn Dormieux, bei welchem ich zu herbergen beſchloſſen hatte, weil ich Geſchäfte wegen einige Tage mich hier aufhalten mußte. — Mein Freund erſtaunte mich wieder hier zu ſehen — ich hatte ſchon vormals einige Monate an dieſem Orte zugebracht — und empfieng mich mit der herzlichſten Freude.

Mein Freund war Wittwer; eine ſiebenzehnjährige Tochter führte ſeine Wirthſchaft. Ach, die gute Henriette lag jetzt todtkrank darnieder; der Kummer über den plötzlichen Tod ihres Bräutigams kurze Zeit vor der Trauung, hatte ihr eine Auszehrung zugezogen; ich fand ſie ſchon ſehr ſchwach, und am dritten Tage nach meiner Ankunft ſtarb ſie. —

Da meine Geſchäfte nun abgethan waren, und dieſer Ort mich jetzt ohnehin anekelte, ſo eilte ich, ihn zu verlaſſen. Ich hatte ihn ſehr verändert gefunden. Denn

durch die Engländer war er in dem Kriege ſehr zu Grunde gerichtet und ſeine Einwohner ſo hart mitgenommen worden, daß man von dem Wohlſtande, der vormals hier herrſchte, kaum noch einen Schatten finden konnte. Die holländiſche Faktorei war muthwilliger Weiſe zerſtört, und der Handel beinahe völlig vernichtet.

O wie viele Beweiſe fand ich überall von dem ſchändlichen, niederträchtigen Betragen der Engländer in Indien! Als Freunde ſind ſie falſch, treulos, verrätheriſch; als Feinde — die ärgſten Barbaren! — Die Bewohner Indiens, die von ihnen befehdet werden, dürfen ſich, wenn ſie unterliegen, nur zum Bettelſtabe entſchließen! — Wann ſie durch unvermutheten Ueberfall oder Verrätherei (die zwei Mittel, die ſie am gewöhnlichſten anwenden) ſich eines Ortes oder Landes bemächtigt haben, ſo plündern ſie Alles rein aus; nichts entgeht ihrer Habſucht; was nur immer einigen Werth hat, das ſchleppen ſie fort, und wo offenbare Gewalt nicht hinreicht, die Einwohner um das Ihrige zu bringen; da nehmen ſie ihre Zuflucht zur Liſt und zum Betruge, und dieſe feinen Hülfsmittel ſchlagen ihnen ſelten fehl! — Ihre Raubſucht kennt in Indien keine Gränzen; denn beinahe nur ſolche Engländer ziehen in dieſes Land, welche Noth oder Geiz antreibt, nach Reichthum zu haſchen, den ſie ſodann um jeden Preiß zu erhalten ſuchen. — Darum gelten dieſe Vorwürfe auch nicht der ganzen Nation.

Nachmittags um vier Uhr verließ ich Jaggernaikpuram in Geſellſchaft des Kauffahrteiſchiffs-Kapitains

Huau, welcher ſich nach Korenga*) begab, wo ſein Schiff lag. Da mein Weg gerade vorbei führte, ſo gieng ich mit ihm; wir rauchten eine Cigarre, und erzählten einander unſere Abentheuer. Mein Gefährte war verſchiedene Male zu Borneo, Atchin und in anderen Theilen der malajiſchen Küſten geweſen, wo er ſich mehrmals in Gefahr befand, von den Eingebornen mit einem Kriß (Dolche) gemäuchelmordet zu werden. — Bei Korenga nahm ich von meinem neuen Freunde Abſchied, ließ den gedachten Ort linker Hand liegen, kam über den gleichnamigen Fluß, und dann noch über einen Arm deſſelben, der dicht bei Gollapalium vorbei läuft, wo wir Abends um ſechs Uhr anlangten. Es war ſchon dunkel und in der Schultri oder Herberge befand ſich Niemand als einige Korwas**) mit ihren Weibern und Töchtern.

Dieſes Gollapalium iſt ein ſchönes Dorf, das den Holländern gehörte, die hier viele Zeuche weben ließen. Es liegt in dem Gerichtsbezirke von Jaggernaikpuram. —

*) Hier iſt eine gute Rheede, auf welcher aber die Schiffe in der ſchlimmen Jahrszeit nicht vor Anker liegen, ſondern in den tiefen Schlamm am Ufer einlaufen, wo ſie dann feſtſitzen; aber auch ganz leicht wieder losgewunden werden können. D. V.

**) Eine Art herumziehendes Zigeunergeſindel. D. V. (Dahin gehören auch die Nut's und Bazeegurs, über welche im erſten Bande der Beiträge zur Kunde von Indien befriedigende Nachrichten mitgetheilt ſind. E.

Morgens mit Tagesanbruche ſetzten wir unſere Reiſe weiter fort, und kamen durch eine mit hohen Bäumen bewachſene und mit Dörfern und Weilern angefüllte Landſchaft. Der Boden war ſandig, und behielt dieſe Eigenſchaft bis nach Daatſcherom, wo eine fette, ſchwarze Erde die Oberfläche bedeckte, und hier war das Gehölze dünn und die Bäume nicht gar hoch. Kokosbäume fand ich nicht; denn dieſe wachſen lieber im Sande, als in fetter, thoniger Erde.

Zu Daatſcherom frühſtückten wir. Um einer alten Bekanntſchaft willen wollte ich mich eine kurze Zeit aufhalten; aber ich traf ſie nicht mehr an, und Niemand konnte mir ſagen, wo ſie hingekommen wäre.

Dieſes Daatſcherom liegt 12 Stunden von Palikol, iſt eine unbefeſtigte holländiſche Handelsloge, und ſteht eben ſo wie Gollapalium unter Jaggernaikpuram. — Der eigentliche Name des Ortes iſt: Daaſchierewarom, d. h. Dorf der Tänzerinnen, weil es, wie die Ueberlieferung ſagt, von einigen Tänzerinnen angelegt worden ſeyn ſoll. — Hier iſt ein berühmter Tempel, dem Rama *) und ſeiner Frau Sitta geweiht. — Zu einer beſtimmten Zeit des Jahres kommen viele Menſchen aus fernen Gegenden hieher, um das Feſt jener Gottheiten zu feiern. — Der gedachte Tempel iſt einer der ſchönſten längs der ganzen Küſte. Er iſt inwendig mit polirten Schieferplatten belegt, und hat einen ausgemauerten Teich.

*) Ein Name, den Wiſchnu bei einer ſeiner Menſchwerdungen trug. E.

Das Dorf ſelbſt iſt groß, wohlgebaut und angenehm gelegen. Im März wird hier ein Jahrmarkt gehalten, den viele Fremde beſuchen; daher leben auch die Einwohner in einigem Wohlſtande. Hier iſt auch ein ſchöner Mangowald mit hübſchen Alleen regelmäßig angelegt, welcher dem von Bimilipatnam nichts nachgiebt. —

Hier werden vielerlei Arten von Kattun gewebt, welche von beſonderer Güte ſind; beſonders ſchön, ja ſchöner, als irgendwo auf der ganzen Küſte werden die Baumwollenzeuche gewaſchen und gebleicht. Man verſteht dieſe Kunſt nirgends ſo gut wie hier.

Gegen Mittag kamen wir in das große Dorf Kolla genannt, wo wir große Alleen von Bananas- oder Piſangbäumen und viele Betelgärten fanden. — Hier befand ſich auch das Grab eines mohriſchen (d. h. muhammedaniſchen) Heiligen oder Santri's, mitten in einem anmuthigen Wäldchen; bei demſelben hatte ein Fakir ſeine Hütte aufgeſchlagen; wie dies gewöhnlich iſt, um für die Erhaltung des Grabes zu ſorgen. Ein ſolcher Einſiedler lebt bloß von den Almoſen, die ihm ſehr ſparſam zu Theil werden, und von den Erzeugniſſen ſeines Gärtchens oder des Platzes, der ſich um ſeine Hütte her befindet. Was ihm mangelt, muß er ſich erbetteln.

Von Kolla aus geht der Weg längs dem hohen Ufer des Fluſſes Unamundu hin, der in der Regenzeit ſo breit und tief iſt, daß man auf einer Prahm über

denſelben ſetzen muß. Jetzt war er aber ſo ſehr ausgetrocknet, daß man auch nicht einen Tropfen Waſſers darin fand.

Der Himmel hatte den ganzen Tag ſtürmiſch ausgeſehen; als wir aber an die Stelle kamen, wo wir durch das ſandige, wohl eine Viertelmeile breite Bette des Fluſſes ziehen ſollten, überfiel uns wirklich ein heftiger Orkan. Der Wind tobte immer ſtärker; meine Kulis konnten ſich kaum noch auf den Füßen erhalten, und ich mußte ausſteigen, um ihnen die Laſt zu erleichtern. Der Wind wirbelte den Sand ſo ſehr um uns her, daß wir nicht mehr ſahen, wo wir hingiengen. Endlich hörten wir den lärmenden Schall von muſikaliſchen Inſtrumenten; dieſem giengen wir nun nach, und erreichten, nachdem wir beinahe eine Stunde in dem Sande umhergeirrt waren, höchſt ermattet das andere Geſtade des Fluſſes, wo wir ein hübſches Dorf fanden, Avarie genannt, das wir noch in Zeiten erreichten, um einem bald nachher ausbrechenden Donnerwetter mit ſchrecklichem Regenguſſe zu entgehen, welches die ganze Nacht hindurch anhielt.

In dem Dorfe war eine geräumige Schultri oder Herberge, die uns ein ſicheres Obdach gegen das ungeſtüme Wetter anbot. Wir fanden in derſelben, außer fünf oder ſechs Reiſenden, auch eine Truppe von Daatſcheries oder umherziehenden Tänzerinnen, unter welchen einige nicht übel ausſahen, beſonders ein Mädchen von ungefähr 18 Jahren, das eine freundliche, hübſch geformte Geſichtsbildung hatte, und ſo fein ge-

wachſen war, daß man die Mitte des Leibes hätte umſpannen können.

Um mir die Zeit zu verkürzen, ließ ich dieſe Mädchen vor mir tanzen. Kaum hatten die Schutri's oder Muſikanten zu ſpielen angefangen, ſo kam auch ſchon eine große Anzahl der Dorfbewohner herbeigelaufen, ſo ſchlimm auch das Wetter war; ja das Gedränge ward ſo ſtark, daß man beinahe hätte erſticken mögen. Die Hinduer und Muhammedaner in Indien tanzen zwar nicht ſelbſt, weil ſie es für unanſtändig halten; aber ſie ſehen dem Tanze gern zu, und hören mit Vergnügen eine lärmende Muſik, die keinem Europäer harmoniſch klingt, dagegen finden ſie keinen Geſchmack an der europäiſchen.

Erſt tief in der Nacht begab ich mich zur Ruhe, und mit Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg. — Der Wind und Regen hatten aufgehört; das Laub der Bäume, das jetzt von dem Staube gereinigt war, prangte nun mit einem hellern und friſchern Grüne; die Luft war abgekühlt; Alles war heiter, und die ganze Natur ſchien der aufgehenden Sonne entgegen zu jauchzen. Das Land, das wir nun durchzogen, war hügelig und mit hohen Bäumen bewachſen, von deren Wipfeln uns die jubelnden Stimmen einer unzähligen Menge von Vögeln verwirrt entgegen ſchallten. Hie und da ſah man Dörfer und bei denſelben viele mit Tabak und Seſam (einer orientaliſchen Oelpflanze) bedeckte Felder. Das Seſamöl wird von den Eingebornen dieſer Länder häu-

ſig und zu mancherlei Gebrauch angewandt; ſie gebrauchen es nicht nur zur Bereitung der Speiſen, ſondern auch zur Arznei, hauptſächlich als Purgiermittel. Neugebornen Kindern wird jeden Monat Etwas von dieſem Oele eingegeben, als ein Präſervativ gegen alle Kinderkrankheiten.

Es war um eilf Uhr Vormittags, als wir zu dem holländiſchen Komtoir von Palikol kamen. Ich kehrte aber hier nicht ein, ob ich gleich mit den hieſigen Kompagniebeamten ſehr wohl bekannt war, und nahm lieber mein Mittagsmahl in einem angenehmen Wäldchen nicht weit von der Handelsloge ein. Denn wäre ich eingekehrt, ſo würde ich aufs freundſchaftlichſte und beſte bewirthet worden, aber auch genöthigt geweſen ſeyn, mich allzu lange hier aufzuhalten; denn ich kannte die Herren als luſtige Brüder, welche an dieſem einſamen, abgelegenen Orte jede Gelegenheit ergriffen haben würden, um ein Paar Wochen über in Freundes Geſellſchaft das Traurige ihrer abgeſchiedenen Lage zu vergeſſen. —

Das große und ſchöne Dorf Palikol liegt ungefähr 18 Meilen nordwärts von Maſulipatnam, in der Provinz Marſipur. Es gehört den Holländern, die es für 5000 Gulden von den Königen von Golkonda gepachtet hatten, und im Jahre 1613 hier eine Handelsloge errichteten. — Die Waaren, die von hier aus in den Handel kommen, ſind: allerlei Baumwollenzeuche, beſonders ſchöne Zitze, ferner Brennöl, Säcke, Bretter, Latten, Sparren, Bauſteine u. ſ. w. Auch

wird viel von dem Saamen Tantipitlu geſammelt, den man zur Bereitung des Indigo gebraucht.

Um vier Uhr verließen wir dieſen Ort. Das Land blieb eine gute Strecke weit reich an Bäumen und fruchtbar. Baumpflanzungen und Gärten wechſelten ſehr angenehm mit Gebüſchen und Hügeln ab. Schnell veränderte ſich aber die ganze Scene; eine große, dürre Sandfläche dehnte ſich vor uns aus; ſie war bloß mit niedrigem Geſträuche bewachſen. Hie und da ſah man Gruppen von wilden Palmen zerſtreut, und Weiler, von armen Holzhackern bewohnt. Erſt gegen Abend kamen wir in ein großes und volkreiches Dorf, Leitje-Powje genannt, wo wir ſtille hielten.

Die Schultri war anſehnlich und geräumig, aber ſchmutzig und voll von Kaſchi-Kauris mit ihren Töpfen, und anderen Reiſenden. Ich ließ daher meinen Palankin an das Ufer eines nahegelegenen ſehr ſchönen Weihers bringen, der mit herrlichen Kokosbäumen umringt war.

Die gedachten Kaſchi-Kauris oder Kaſchi-Joghis, ſind eine Art Pilgrime oder Mönche, die nach Kaſchi oder Benares wallfahrten, und von da Waſſer aus dem Ganges in großen thönernen Töpfen mit engen Hälſen mitbringen, deren jeder 20 bis 25 Nöſel hält. Dieſe Töpfe ſind, damit ſie nicht ſo leicht zerbrechen, mit dicken Netzen von Stricken umgeben und der Hals iſt mit Thon und Kalk feſt zugeſtopft, und dar-

auf das Siegel des Oberprieſters von Kaſchi gedrückt, welcher noch überdies jedem dieſer Pilger eine ſchriftliche Beſcheinigung mitgiebt, welche beſagt, daß das Waſſer in ſeinen Töpfen das ächte, an der gehörigen Stelle und mit den gewöhnlichen Ceremonieen geſchöpfte Gangeswaſſer ſey. *) — Mehrere dieſer Mönche treiben einen Handel mit ſolchem Waſſer, und verkaufen es an reiche Leute, die es ehrfurchtsvoll aufbewahren. Man gießt den Todtkranken und Sterbenden Etwas davon in den Mund und auf den Kopf; auch wird es zuweilen bei großen Gaſtmälern in kleinen Schälchen den Gäſten umher gereicht. — Die meiſten Pilger geben jedoch dieſes mit ſo vieler Beſchwerlichkeit aus der Ferne herbeigeholte Waſſer an den einen oder den andern berühmten Tempel des Siwa oder Schiwen ab.

Dieſe Kaſchi-Kauris ziehen in Truppen von zehen, zwanzig und mehr Köpfen nach und von Benares. Jeder trägt zwei ſolcher Töpfe, an jedem Ende eines Bambusrohres einen, mit Stricken angebunden, und die Mitte des Rohrs ruht auf der Achſel des Trägers.

Sobald ein Trupp ſolcher Pilger in eine Schultri kömmt, ſo wird ſie ſogleich von allen anderen Rei-

*) Das Waſſer des Ganges wird von den Hinduern für ſo heilig gehalten, als das Weihwaſſer von vielen Katholiken; denn nach der Mythologie der Braminen ſoll der Ganges unmittelbar aus den Himmel abſtammen. E.

ſenden, wenn ſie Anhänger der braminiſchen Religion ſind, geräumt, um den Mönchen und ihren heiligen Töpfen Platz zu machen. Dieſes geſchieht nicht nur aus Ehrfurcht vor dem heiligen Waſſer, ſondern auch aus Höflichkeit und Mitleiden gegen die armen Leute, die ſo ſchwer beladen einen ſo weiten Weg zurückle= gen. — —

Doch, wieder zu meiner Reiſe. — Nach Gewohn= heit machten wir uns mit Tagesanbruch auf den Weg. Gerade vor dem Dorfe ſah ich einen ſchönen Banianen= baum, der ſeine Zweige weit umher verbreitet hatte, und unter demſelben war eine große, über eine Mannslänge breite, gemauerte Bank, auf welcher eine Menge Men= ſchen von allen Altern und Geſchlechtern theils noch ſchliefen, theils aufgewacht waren, und ſich nun zur Fortſetzung ihrer Reiſe anſchickten. Wie ſchön iſt das Klima, unter welchem man in freier Luft übernachten kann! Wie glücklich iſt das Volk, dem eine Bank zur Schlafſtelle, eine kleine Portion von Pflanzenſpeiſen zur Nahrung und ein Lappen Kattun zur Bekleidung ge= nügt! —

Wir kamen durch die Stadt Mongletur, in wel= cher ein indiſcher Fürſt oder Radſchah reſidirt. Sie iſt nach indiſcher Art befeſtigt und hat in ihrer Mitte ein Kaſtell.

Um zehen Uhr kamen wir zu der Schultri von Kondapilli, welche die ſchönſte indiſche Herberge iſt, die ich auf dieſer Reiſe geſehen habe; ſie liegt an dem

Eingange eines Waldes. Ich fand in derſelben einige Reiſende, und darunter einen Baanpruſch *) oder Einſiedler, welcher die Waſſerſucht hatte, und dem Tode nahe war. Er war auf der Reiſe nach dem heiligen Tempel von Jagrenat begriffen, in deſſen Angeſicht er gewünſcht hatte, den Geiſt aufzugeben; aber er konnte nun nicht mehr weiter kommen.

Einſiedler, Büßer, Fakirs und dergleichen Leute giebt es in Indien nur allzu viele; die meiſten ſind Müßiggänger und Landſtreicher, die übrigen Fanatiker. Es giebt ihrer von mancherlei Namen, Orden und Sekten. Dieſe Leute ſtehen alle noch in Indien in großem Anſehen. Kein Sutter (von der unterſten Kaſte) kann Eremit werden. — Ein Hinduer von den oberen Kaſten wird oft Einſiedler, wenn er ſehr alt, oder Großvater iſt; er übergiebt ſein Vermögen dem älteſten Sohne, und zieht ſich dann von der Welt zurück in einen Wald, oder in eine andere einſame Gegend, wo er ſich eine Hütte von Stroh baut, und den Ueberreſt ſeiner Tage der Andacht weiht. — Seiner Frau ſteht es frei, ihn zu begleiten, doch dürfen beide nicht mehr als Eheleute mit einander leben. — Jeder Einſiedler muß eine ſehr harte, rohe Lebensart führen, allen Freuden des Lebens entſagten, ſeinen Leib kaſteien und ſeine Zeit mit Andachtsübungen hinbringen; iſt er nicht reich genug, ſeine

*) D. h. gefeſſelter Leib; denn Baan bedeutet in der Samskritſprache binden, und Pruſch ſoviel als Leib, zuweilen auch Seele. D. V.

nöthigſten Bedürfniſſe ſelbſt zu beſtreiten, ſo muß er ſie zuſammen betteln.

Fühlt der Einſiedler ſein Ende nahe, ſo geht er nach Oſten oder Norden zu fort, ohne mehr als drei Mal in 24 Stunden zu ruhen, bis er vor Mattigkeit hinfällt und endlich den Geiſt aufgiebt. — Wünſcht er ſeinem Leben ſelbſt ein Ende zu machen, ſo ſind ihm nach den heiligen Büchern fünferlei Arten des Selbſtmords erlaubt, unter welchen er wählen kann; nämlich entweder ſich auszuhungern, oder ſich in Kuhmiſt zu begraben, denſelben mit eigener Hand anzuzünden, und ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt lebendig zu verbrennen; oder ſich in den tibetaniſchen Gebirgen in den Schnee zu vergraben; oder ſich in einen von den Kanälen zu begeben, durch welche der Ganges ſich in das Meer ſtürzt, daſelbſt ſeine Sünden herzuzählen, und unter immerwährenden Gebeten in dem Waſſer zu warten, bis ein Krokodill herbeikömmt, um ihn zu verſchlingen; oder endlich nicht weit von Allahabad, bei der Vereinigung des Fluſſes Dſchumna mit dem Ganges, ſich die Kehle abzuſchneiden, oder ſich zu erſäufen.

Die Saniaſſi's, Tapaswis und Avedutas führen noch eine weit härtere Lebensweiſe als die Baanpruſchs. Wir werden in der Folge noch Gelegenheit haben davon zu ſprechen. — —

Wir hielten uns in dem genannten Dorfe Kondapilli eine ſtarke Stunde lang auf, damit die Kulis ausruhen konnten. Dann ſetzten wir unſere Reiſe

auf einem ſandigen Wege durch Gebüſche fort. Ein angenehmer kühler Wind, der uns von Weſten her entgegen wehte, ließ mich vermuthen, daß wir uns wieder dem Strande näherten, und ich irrte mich nicht; denn ungefähr um drei Uhr erblickten wir das Meer, und bald darauf machten wir zu Peddapalam Halt.

Die Einwohner ſind meiſt alle Fiſcher; wir konnten hier keine andere Eßwaareu zu unſerm Mittagsmahle erhalten, als etwas ſchlechten Reiß und Karwaat oder gedörrte Fiſche, mit welchen ſie wohl verſehen waren. Die Schultri war ganz verfallen und völlig unbewohnbar; doch der Teich befand ſich noch in einem guten Zuſtande, und war ſelbſt für ein ſo armſeliges Dorf ſchön. Er war mit hohen, ſchattigen Tamarinden umgeben, die ihre Aeſte weit über denſelben ausbreiteten, und dadurch eine liebliche erquickende Kühle erzeugten. In ſeinem kryſtallhellen Waſſer ſah man die ſorgloſen Fiſche herum ſchwimmen und ſich unter einander beluſtigen, während verſchiedene Kokus am Rande unbeweglich auf ſie lauerten, und andere mit ſtattlichen Schritten um den Teich her wandelten, um Fröſche und andere Thierchen aufzuſchnappen.

Der Koku iſt eine Art Storch *), dem ägyptiſchen Ibis, den Beſchreibungen zu Folge, die wir von dieſem haben, ſehr ähnlich. Er lebt für ſich allein, und fliegt nie in Truppen; er nährt ſich bloß von Fiſchen,

*) Eine Gattung Ardea.

Fröſchen, Eidechſen, kleinen Schlangen und anderem Ungeziefer. Man findet ihn gewöhnlich an den Ufern der Bäche, Teiche, Sümpfe und Moräſte, auch in den unter Waſſer ſtehenden Reißfeldern, um auf ſeine Beute zu lauern. Die Nacht bringt er auf einem hohen Baume zu. Er hat einen langſamen, ſtattlichen Gang; oft ſteht er unbeweglich auf einem Beine ſtill, hat den Kopf zwiſchen die Schultern eingezogen, und läßt den Schnabel auf der Bruſt ruhen, als ob er in Nachdenken verſunken wäre. Seine Farbe iſt glänzend weiß; auch nicht ein einziges buntes Fleckchen iſt auf ſeinem Gefieder zu bemerken. Er hat einen ſehr feinen Flaum; aber ſein Fleiſch iſt trocken, mager und ungenießbar. — Der Koku ſteht bei den Hinduern in derſelben Achtung, wie bei uns der Storch, weil er, wie dieſer, das Ungeziefer wegfängt. — Der Koku iſt ſehr gefräßig. Oft iſt er mit Fiſchen, Fröſchen, Eidechſen und dergleichen nicht zufrieden, ſondern wagt ſich auch zwiſchen das Schilfrohr, um einen Aal in ſeinem ſumpfigen Schlupfwinkel zu überraſchen, und ihn mit ſeinem langen Schnabel hervorzuholen. Zuweilen aber wird er bei dieſem Fange garſtig betrogen; wenn er nämlich ſtatt eines Aals auf eine Waſſerſchlange ſtößt, die dann unverſehens ſeinen dünnen Hals umſchlingt, und mit ihren ſcharfen Zähnen ihm den Kopf abbeißt. Ich habe manch Mal den Rumpf eines ſolchen Vogels ohne Kopf auf dem Waſſer treiben geſehen. — —

Da wir wegen der Seltenheit der Lebensmittel nicht zu Peddapalam verweilen wollten, und mir auch

überdies der Ort nicht gefiel, ſo beſchloß ich, dem Rathe eines Einwohners zu Folge, nach Tallapalam zu gehen. Wir hatten noch Zeit genug dazu und konnten, ohne uns zu übereilen, bald nach Sonnenuntergang daſelbſt anlangen. Wir machten uns daher auf den Weg, und es war um 6 Uhr, als wir ankamen.

Als meine Kulis den Palankin vor der Schultri niederſetzten, die ich ſchon von ferne durchaus beleuchtet ſah, ſo konnte ich Anfangs nicht begreifen, was dies bedeuten ſollte? Als ich aber näher kam, erblickte ich eine Menge Feuer, auf welchen Reißtöpfe zum Kochen ſtanden. Kurz die ganze, große, geräumige Herberge, die noch mit zwei Kammern verſehen war, ſtak ſo voll von Menſchen, daß ich für mich und meine Leute keinen Raum mehr finden konnte. Es waren mehr als hundert engliſche Sipaien, mit ihren Weibern und Kindern, welche von Maſulipatnam kamen und ſich hier einquartiert hatten. —

Das war ein Lärm, das war ein Getümmel! Ich blieb einen Augenblick vor der Schultri ſtehen, um das Spektakel mit anzuſehen. Einige ſangen; Andere laſen bei einer Lampe; wieder Andere blieſen auf muſikaliſchen Inſtrumenten; während Einige, die von dem Genuſſe des Bang*) berauſcht waren, gleich anderen

*) Bang (Cannabis indica) eine Art Hanf, deſſen Same gemahlen, mit Arekanüſſen und Zucker vermiſcht, und zu Pillen gemacht wird, welche fröhlich machen und berau-

Betrunkenen lautſchreiend mit einander ſtritten. Mütter zankten mit ihren Töchtern; alte Weiber plapperten, und Andere ſangen ihre Kinder in den Schlaf.

Ich ließ meinen Palankin nach dem Gebüſche bringen, wo auch die übrigen ſtillen und friedlichen Reiſenden ihren Lagerplatz am Fuße der Bäume genommen hatten. Morgens um 4 Uhr begaben wir uns wieder auf den Weg. Der Mond ſchien noch in vollem Glanze; die frühen Krähen ließen ſich noch nicht hören; die Vögel hatten ihre Neſter noch nicht verlaſſen; doch der ſüße Duft der Früchte erfüllte das Gebüſche. Es war zu ſchönes Wetter, als daß ich mich wieder hätte dem Schlafe überlaſſen können; ich unterhielt mich daher mit der Rückerinnerung meiner bisherigen Begebenheiten. —

Um 7 Uhr hielten wir bei dem großen Dorfe Pakaal ſtille. Während meine Leute ihr Frühſtück zu ſich nahmen, gieng ich herumſpazieren, und beſah das Dorf. Vier große Tempel mit ihren Waſſerteichen, von welchen zwei ausgemauert waren, und drei Schultris zierten dieſen Ort. — Ich ſah auch einen Barbierer beſchäftigt, ſeinen Kunden die Köpfe mit ſcharfen Glasſcherben, die er bei ſich führte, glatt zu ſcheeren, ohne daß ſie einigen Schmerz davon empfanden. Zum Barte nehmen ſie aber keine Glasſcherben, weil dort die Haut nicht ſo glatt geſpannt iſt. —

ſchen, wie das Opium. Hinduer und Mogolen bedienen ſich derſelben bei Gaſtereien, ſtatt des Weins, der ihnen verboten iſt. D. B

Um 8 Uhr zogen wir weiter, und giengen gerade zu nach Maſulipatnam. Der Weg wurde nun ſchon lebendiger; Reiſende zu Fuß und zu Pferde, Landleute mit Zugemüſen und Früchten, Waſcher mit ihren Eſeln; Alles kündigte uns die Nähe der Stadt an, die wir auch, nachdem wir noch durch einige Dörfer gekommen waren, Nachmittags um Ein Uhr erreichten.

So wie wir an die Stadt kamen, ſtieg ich aus dem Palankin, und die Kulis trugen mir ihn nach. — Ich war zu Maſulipatnam ganz fremd, uud hatte daſelbſt weder Freunde noch Bekannte. Ich hatte mir vorgenommen, den erſten, den beſten Europäer oder Meſtizen, der mir begegnen würde, nach einer guten Herberge zu fragen, und vor der Hand in derſelben einzukehren, bis ich mir eine eigene Wohnung miethen könnte; denn meine Geſchäfte nöthigten mich wenigſtens ein Paar Monate, vielleicht noch länger in dieſer Stadt zu verweilen.

Man hatte mir bereits ein Haus gezeigt, das man mit dem Namen eines Gaſthofes beehrte, in welchem ein Meſtize Wirth war; aber es gefiel mir nicht, und ich machte mich wieder auf den Weg, um ein anderes aufzuſuchen, worin ich, nach der Verſicherung der Perſon, die mir es anwies, wohl verſorgt ſeyn ſollte. — Nun aber hörte ich eine bekannte Stimme, die mir zurief: „Soyez le bien-venu à *Masulipatnam!*“ — (d. h. Seyn Sie zu Maſulipatnam willkommen!) — Ich ſah um mich ..... und erblickte Herrn Barlou,

einen meiner beſten Freunde von Sadras. — Unſere beiderſeitige Freude, uns wieder zu ſehen, war ſehr groß. Ich mußte auf der Stelle bei ihm einziehen. Ich nahm ſein mir ſehr willkommenes Anerbieten jedoch nur auf ſo lange an, bis ich eine mir anſtändige Wohnung gefunden hätte. — Ich bezahlte nun meinen Trägern den ausbedungenen Lohn für die Reiſe von Bimilipatnam bis hieher, und gab Jedem zum Geſchenke noch zwei Rupien darüber. Sie dankten mir herzlich und nahmen dann Abſchied von mir. Sie ſagten mir aber, daß ſie noch einige Tage hier bleiben würden, um zu ſehen, ob ſie nicht eine Rückfracht bekommen könnten.

Maſulipatnam liegt unter dem 17ten Grade N. Breite; 5 Meilen nordöſtlich von Diwi. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war dieſer Ort eine der blühendſten Städte in ganz Indien; ſie iſt auf einer kleinen Inſel erbaut, und von Natur feſter, als durch Kunſt. Auf der Seite gegen das feſte Land hin iſt ſie von einem, eine gute halbe Meile langen, Moraſte umgeben, der ſie deckt; denn wenn man die darüber führende Brücke abbricht, ſo kann man ihr nicht leicht beikommen. Aber dieſer Moraſt verbreitet gewöhnlich in der trocknen Jahreszeit einen unerträglichen Geſtank und Giftdünſte, welche viele Krankheiten verurſachen. Das umliegende Land bringt Reiß, Holz und Tabak in Ueberfluß hervor; auf der Inſel Diwi wächſt auch die Pflanze Tſchaai, welche Stellen liebt, die von der Flut überſtrömt werden, und eine ſchöne, dauerhafte grüne Farbe giebt.

Die Schnupftücher von Maſulipatnam ſind hinreichend bekannt *); es werden hier auch mancherlei Zeuche und ſchöner Zitz gewebt, welcher nächſt dem von Palikol und Sadras für den beſten auf dieſer Küſte gehalten wird.

Dieſe Stadt gehörte vor Zeiten zu dem Königreiche Golkonda bis zur Zeit, als Aureng Saheb dieſes Reich überwältigte, und es mit dem mogolſchen vereinigte. Seither haben die Engländer ſich dieſen Platz zuzueignen gewußt, über welchen ſie nun mit ihrer gewöhnlichen Tyrannei herrſchen, indem ſie nicht nur allen Handel der Einwohner an ſich gezogen haben, ſondern auch dieſe Unglücklichen durch Auflagen niederdrücken, ſie ausſaugen und ihnen das Leben verbittern.

Die Stadt hat einige breite und ſchöne Straßen, vier Thore, viele öffentliche Bäder, verſchiedene anſehnliche Götzentempel und Moſcheen, die ihr zur Zierde gereichen; auch iſt ſie ziemlich volkreich. Die Einwohner ſind von mancherlei Nationen; denn neben den Hinduern wohnen hier auch ſogenannte Mohren oder Muhammedaner, und eine beträchtliche Anzahl Armenier, welche letztere, wie man ſagt, die geheimen Agenten der Engländer ſind. — Maſulipatnam ſteht auch wegen ſeiner für die ſchönſten und beſten auf der ganzen Küſte gehaltenen Tänzerinnen (oder gewöhn-

*) Die ſogenannten Maſulipatnam-Tücher werden aber nicht hier, ſondern im Sirkar Guntur verfertigt.
E.

lich ſo genannten Bajaderen) in Rufe. Dieſen mag ſie wohl ehemals verdient haben; jetzt aber fand ich nicht viele, welche dieſen Ruf begründen konnten; auch konnte ich keinen Anlaß finden, dieſer Stadt deshalb einen Vorzug einzuräumen.

Da ich hier der hinduiſchen Tänzerinnen gedenke, und mich dabei erinnere, daß die Reiſebeſchreiber bisher theils nur unvollſtändige, theils unrichtige Schilderungen von denſelben mitgetheilt haben, ſo will ich dieſen Gegenſtand in dem folgenden Abſchnitte ausführlich abhandeln, und ich hoffe, meinen Leſern damit nicht unwillkommen zu ſeyn.

Fünfter Abſchnitt.

Von den Tänzerinnen oder Devedaſchis.

Die hinduiſchen Tänzerinnen, welche gewöhnlich mit dem portugieſiſchen Namen Bajaderen genannt werden, heißen eigentlich in dem Lande ſelbſt Devedaſchies, welches Wort der in Samſkritſprache zuſammengeſetzt iſt aus Deve (Gottheit) und Daſchie (Sklavin), und damit werden eigentlich und hauptſächlich die dem Dienſte der Tempel und der Götter geweihten Tänzerinnen benannt. (Die zu keinem Tempel gehörigen, herumreiſenden Tänzerinnen heißen Daatſcheries, wie wir im vorhergehenden Abſchnitte geſehen haben.)

In einigen Ländern, wie z. B. Ceylan, Pegu, Siam u. a. nennt man ſie Arambheh, nach Rambheh, der Göttin der Tanzkunſt, Tochter von Soreſoutie, Göttin der Harmonie und Muſik. — Rambheh, eine von den fünf Kebsweibern des Indro, Gottes des Dunſtkreiſes, hat zwei Töchter, Nandie, die Zärtlichkeit, und Bringie, das Vergnügen.

Die Tänzerinnen bringen alljährlich der Rambheh ſowohl als ihrer Mutter, ſo wie auch dem Gotte der Liebe, Kaam*), Opfer.

Die vorzüglichſte Beſchäftigung dieſer Devedaſchies iſt, vor dem Bilde der Gottheit, welcher ſie dienen, es ſey im Tempel oder auf der Straße, wenn das Idol bei feierlichen Proceſſionen umhergetragen wird, zu tanzen, und das Lob und die Thaten dieſer Gottheit abzuſingen.

Zwiſchen den Tänzerinnen der vornehmſten Tempel und denen, welche man bei Feſten und anderen Gelegenheiten rufen läßt, um zu tanzen, und die Gäſte zu beluſtigen, iſt ein großer Unterſchied.

*) Dieſer Gott iſt ein Sohn der Maja (Täuſchung oder Bezauberung); er führt Bogen und Pfeile; der erſtere iſt von Zuckerrohr; die Spitzen der letzteren beſtehen aus Blüten der Amra oder Manga, in deren jeder eine Biene verborgen iſt. Er hat keinen Tempel, doch wird er zu Matea, nicht weit von Agra, verehrt. Ein Fiſch in einem rothen Felde iſt ſein Wappen und Vaſſant oder der Frühling begleitet ihn auf ſeinen Zügen. D. V.

Von dieſen letzteren giebt es verſchiedene Gattungen und Klaſſen, z. B. die Nataks, Kaan, Kuthenies, Sutredharis u. ſ. w. Einige derſelben leben unabhängig beiſammen in Truppen von zehen und mehreren Köpfen, ziehen im Lande herum, und theilen ihren Gewinn mit den Muſikanten, die ſie begleiten. Andere ſtehen unter der Aufſicht von Dajas oder alten vormaligen Tänzerinnen, die allein allen Gewinn ziehen, und dieſen Mädchen dafür Koſt und Kleidung geben. Noch andere ſind wirkliche Sklavinnen von ſolchen alten Weibern, welche ſie in ihren jüngeren Jahren durch Kauf oder Annahme an Kindesſtatt an ſich gebracht, und in ihrer Kunſt unterrichtet haben, um in ihren alten Tagen nicht brodlos zu ſeyn.

Außer dieſen giebt es noch mancherlei Arten von Tänzerinnen und Tänzern, und Sängern, welche meiſt alle umherziehende Fremdlinge ſind, von welchen ich hier nicht ſpreche. Dahin gehören die Bykar, welche die Kriege der Götter beſingen; die Darhie aus der Landſchaft Pendſchab, welche gewöhnlich den Armeen folgen, und die Thaten der in der Schlacht Gefallenen und der Helden beſingen, oder die Truppen zum Kampfe aufmuntern; die Duſſun, auch aus Pendſchab, welche Durpud und Sehlah (d. h. Lobgeſänge) bei Hochzeiten und Geburtsfeſten ſingen; die Sestedahli, welche meiſt in Guzurat oder Malva zu Hauſe, und zugleich Dichter und Muſiker ſind; ihre Weiber, die gewöhnlich jung und ſchön ſind, tanzen und ſingen meiſterhaft, und viele andre mehr.

Von allen dieſen ſpreche ich hier nicht, ſondern von den eigentlichen Devedaſchies, die in vielen Punkten von denſelben verſchieden ſind. Dieſer Devedaſchies giebt es zweierlei Hauptgattungen; die vom erſten Range ſind im Dienſte der zwei vornehmſten Gottheiten Wiſchnu und Schiwa. — Brama, die dritte oberſte Gottheit, hat weder Tempel noch Dienſt, folglich auch keine Prieſter und Tänzerinnen.

Die Devedaſchies der gedachten erſten Klaſſe wohnen innerhalb der Ringmauern des Tempels der Gottheit, welcher ſie geweihet ſind, und wo ſie ſchon als Kinder aufgenommen, und in der Muſik, dem Tanze und dem Geſange unterrichtet werden. Sie lernen auch leſen und ſchreiben, welches den Weibern und Töchtern der Privatleute verboten iſt; denn eine honnette Frauensperſon würde ſich ſchämen zu geſtehen, daß ſie leſen und ſchreiben könne.

Ohne beſtimmte Erlaubniß der Oberprieſter darf eine Devedaſchie vom erſten Range nicht aus dem Umfange des Tempels gehen; doch wann das Götzenbild des Tempels bei einer Proceſſion durch die Straßen umher getragen wird, müſſen ſie, wie geſagt, vor demſelben tanzen und ſingen.

Die Devedaſchies der zweiten Klaſſe ſind dem Dienſte der unteren Götter, z. B. dem Kalie, Kartiek, Lokhia, Saraſutie, Indro u. ſ. w. geweiht. Dieſe wohnen nicht in dem Umfange der Tempel ihrer Götzen, ſondern außerhalb deſſelben, wo ſie wollen, doch

in demſelben Orte, und genießen einer vollkommenen Freiheit; ſie können thun was ſie wollen, und gehen wohin ſie wollen; außer daß täglich eine beſtimmte Zahl derſelben der Reihe nach den Dienſt im Tempel verſehen, und bei öffentlichen Proceſſionen alle erſcheinen müſſen.

Der vollen Freiheit ungeachtet, die ſie genießen, iſt es ihnen doch verboten, ſich mit den unreinen niedrigen Kaſten oder mit Europäern und Muhammedanern abzugeben.

Ganz natürlich dürfen die Tänzerinnen der erſten Klaſſe noch weit weniger vertrauten Umgang mit den niederen Kaſten haben; auch ſind in dieſem Falle ſchwere Strafen darauf geſetzt. Der Schaſter (ein Auszug aus den heiligen Büchern) beſiehlt, daß wenn Einer aus der niedern Klaſſe der Schutters ſich mit einer Devedaſchie vom erſten Range fleiſchlich vermiſcht habe, demſelben die Hälfte ſeiner Mannheit geraubt, und er, wann er von dieſer Operation wieder hergeſtellt iſt, zum Lande hinaus gejagt werden ſoll; die Devedaſchie aber, die ſich auf dieſe Weiſe vergangen hat, ſoll, nachdem man ihr den Kopf kahl geſchoren und mit Eſelsharn gewaſchen und beide Ohrläppchen abgeſchnitten hat, öffentlich von einem Tſchandal oder Schuhmacher *) mit Ruthen auf den bloßen Rücken gegeißelt werden.

*) Sonnerat nennt die Schuſter Sakliel; ſie ſind ſo verachtet, wie die allerniedrigſten Menſchen unter den Hinduern, weil ſie Kuhleder verarbeiten, und doch trägt Jederman ſolche Schuhe. E.

Wenn ein Bramin ſich mit einer Tänzerin oder Devedaſchie vom zweiten Range fleiſchlich vermiſcht, ſo muß er ſich durch ein Bad reinigen und eine Geldbuße bezahlen, dies nennt man die Snaan; vergeht er ſich aber mit einer noch geringern, z. B. von der Klaſſe der Nataks, Sutredharies, Kaan u. ſ. w., ſo muß er der großen Buße (Peraſchehut) ſich unterwerfen, welche mit vielen Koſten und Mühſeligkeiten verknüpft iſt, um nicht aus der Kaſte geſtoßen zu werden; iſt es aber ein Pundit oder Schriftgelehrter, der dieſe Sünde begangen hat, ſo ſoll man ihm den Blogthuk *) auf die Stirne brennen, und ihn zum Lande hinaus jagen. — Dieſe Geſetze werden noch in denjenigen Ländern Indiens, die weder unter muhammedaniſcher noch europäiſcher Oberherrſchaft ſtehen, genau befolgt.

Die zu den Tempeln gehörigen Tänzerinnen ſind verpflichtet, das Lob, die Siege und andere Thaten der Götter zu beſingen; allen ihren Feſten beizuwohnen und vor ihnen zu tanzen, ſowohl im Tempel, als bei öffentlichen Umgängen; die Blumenkränze zu flechten, mit welchen die Götzenbilder verziert werden, und die Blumenſträuße zu binden, deren man ſich bei Opfern und zur Verzierung der Altäre bedient. Sie müſſen ferner den Tempel und die Zellen der Prieſter im innern Hofe rein halten, und

*) Dieſes eiſerne Inſtrument zum Brandmarken iſt ein Stämpel, der das weibliche Schamglied ausdrückt.

D. B.

überhaupt alle weiblichen Arbeiten für dieſelben verrichten. Auch ſollen ſie die Wolle reinigen, aus welcher die Kleider der Götzenbilder gewebt werden; die Farbe zubereiten, mit welcher deren Stirn bezeichnet wird; die Lampen im Tempel putzen, mit Oel und mit Dachten verſehen; die Hefen dieſes Oels aufbewahren, mit welchen die Brandopfer angezündet werden, u. ſ. w. Die, welche in dem Tempel des Wiſchnu dienen, müſſen auch die Affen füttern, die man zum Andenken des Honnumaan unterhält*).

Dieſe und andere Geſchäfte liegen den Devedaſchies ob, welche daneben auch die Beiſchläferinnen der Braminen und anderer Männer aus den höheren Kaſten ſind, um zu verhindern, daß dieſe ſich nicht mit gewöhnlichen Buhldirnen oder gemeinen Tänzerinnen abgeben, als wodurch ſie ſich ihrer Kaſte verluſtig machen würden.

Indeſſen muß man nicht glauben, daß die Religion oder die heiligen Bücher der Hinduer die Unkeuſchheit ſelbſt zwiſchen Perſonen von gleicher Kaſte erlauben. Der Schaſter ſagt: Die Hurer ſollen durch Jam Raadſch (den Todtenrichter) verurtheilt werden, eine beſtimmte

*) Nämlich, als Wiſchnu (zu Folge der hinduiſchen Mythologie) in ſeiner ſechsten Verwandlung, als Rama den Rabon, König von Lonkai (Ceylan) bekriegte, ſtand ihm ein Heer von großen Affen, unter der Anführung ihres Königs Honnumaan (Anamonta) bei, welcher zum Danke dafür in gewiſſer Hinſicht vergöttert wurde.

d. V.

Zeit von Jahren auf einem Bette von Dornen zu ſchla=
fen, und ein Bild von glühendem Kupfer oder brennen=
dem Schwefel zu umarmen. Je gelehrter oder in den
heiligen Büchern erfahrner Jemand iſt, beſonders wenn er
ein Schriftgelehrter oder Weiſer iſt, deſto ſtrenger ſoll
er in dieſem Falle beſtraft werden, und deſto länger ſoll
ſeine Strafe dauern.

Beſonders diejenigen, welche Keuſchheit gelobt ha=
ben, als nämlich die Baanpruſchs, Dapaswie,
Jokis, Saniaſſis und andere Büßer, verlieren durch
Begehung einer fleiſchlichen Sünde auf Ein Mal alles
Verdienſt ihrer guten Handlungen und Büßungen von
vielen Jahren her, die dann als ungeſchehen angeſehen
werden. Um ſich von dieſer Sünde wieder zu reinigen,
müſſen ſie eine Wallfahrt nach Ramaſur, Sorgo=
naath oder nach einem andern heiligen Platze unterneh=
men, wo ſie ſodann nach einer langen Reihe von Cäre=
monien verpflichtet ſind, ihr Gelübde der Keuſchheit
zu erneuern, und dann ein noch ſtrengeres Leben zu
führen.

Nur allein Unverheuratheten iſt der Umgang mit
Freudenmädchen, doch von einer ſchicklichen Kaſte erlaubt;
daſſelbe iſt auch einem Ehemanne geſtattet, wenn ſeine
Frau mit einer Krankheit behaftet iſt, die ihn hindert,
ihr beizuwohnen.

Die Devedaſchies werden, mit Zuſtimmung ih=
rer Aeltern, ſchon von Kindheit auf zu dieſem Stande
erzogen. Die von dem erſten Range werden aus den vor=

nehmſten Kaſten der Boiſeh *) und die vom zweiten Range aus den vornehmſten Zweigen der Schutters genommen. Die Tantirbas oder Weber machen es ſich zur Pflicht, wenn ſie fünf Töchter haben, eine derſelben dem Tempel zu weihen.

Ein Mädchen, das eine Devedaſchie werden ſoll, muß verſchiedene Erforderniſſe beſitzen. Sie muß ſchön von Geſicht, gerade und gut gewachſen, überhaupt wohlgebaut ſeyn; ſie darf kein körperliches Gebrechen, weder eine ekelhafte oder unheilbare Krankheit an ſich haben, noch von den Kinderpocken blatternarbig ſeyn; auch darf ſie noch nicht mannbar oder mit Jemanden verlobt ſeyn. Dieſe und mehrere andere Eigenſchaften werden von den angehenden Devedaſchies ſowohl vom erſten, als vom zweiten Range erfordert; doch bei den letzteren nimmt man es im Ganzen nicht ſo ſehr genau.

Wann Aeltern ein Töchterchen dieſem oder jenem Tempel weihen wollen, ſo thun ſie es dem Oberprieſter deſſelben zu wiſſen, welcher alsbald herbei kömmt, um das Mädchen zu beſichtigen. Findet er daſſelbe tauglich zu dieſem Stande, ſo wird ſogleich der Logno-potr oder Vertrag aufgeſetzt, vermöge deſſen die Aeltern auf alle Rechte an ihr Kind Verzicht thun, und unterzeichnet.

Das Mädchen wird ſodann, feierlich aufgeputzt, im Triumphe nach dem Tempel geführt, wozu man aber

*) Waſchier — die dritte Kaſte? E.

in dem Pantſchjogam oder Kalender einen glückli= chen Tag erwählt. Im Tempel wird das Kind von den Devedaſchies aus den Händen der Aeltern empfangen, und nachdem ſie es in dem Tirtha oder zum Tempel gehörigen Teiche gebadet haben, ziehen ſie ihm ganz neue Kleider an, und ſchmücken es mit den zum Tem= pel gehörigen Juwelen. So geputzt ſtellt der Oberprie= ſter das Mädchen dem Gotte vor, und läßt es das Gelübde nachſprechen, ſich für das ganze Leben dem Dienſte dieſer Gottheit zu weihen. Zur Beſtätigung des Gelübdes wird ihr ein Blumenkranz, mit welchem das Idol geſchmückt war, um den Hals geworfen, und ihr von der Milch, mit welcher es gewaſchen worden iſt, zu trinken gegeben. Hierauf nimmt der Oberprieſter einen Pfriem, durchbohrt ihr damit ein Ohrläppchen, und das Mädchen iſt nun auf immer zum Dienſte der Gott= heit verbunden.

Von dieſer Stunde an wird die Neuaufgenommene in Allem, was ihr zu wiſſen nöthig iſt, unterrichtet, ſie lernt leſen, ſchreiben, ſingen, tanzen, Muſik, die Geſchichte der Götter, beſonders derjenigen Gottheit, de= ren Dienſt ſie geweiht iſt; ferner die Mongols und Kejurs, eine Art von Lobgeſängen, und dergl. Auch ſtudiert ſie verſchiedene Bücher, nur nicht die Scha= ſters und Veids; denn dieſe zu leſen iſt den Deveda= ſchies verboten.

Es iſt unwahr, was einige Reiſebeſchreiber ſagen, daß nämlich eine junge Devedaſchie genöthigt ſey,

ſich zuerſt dem Oberprieſter des Tempels zu überlaſſen, welchem ſie angehört; im Gegentheile ſteht es ihr frei, ihre Liebhaber innerhalb oder außerhalb des Tempels zu wählen, wenn es anders nur Leute aus den beiden oberen Kaſten ſind, oder auch ihr ganzes Leben hindurch im jungfräulichen Stande zu bleiben.

Die Tänzerinnen der geringeren Gottheiten, oder die Devedaſchies vom zweiten Range werden zwar auf dieſelbe Weiſe zum Dienſte der Tempel eingeweiht, und erhalten denſelben Unterricht, wie die vom erſten; aber ſie ſind nicht ſo ſehr gebunden, da ſie, wie gedacht, außerhalb der Tempel wohnen; auch tanzen und ſingen ſie nicht allein vor den Götzenbildern, wofür ſie ein beſtimmtes Einkommen an Reiß und Geld erhalten, ſondern werden auch zu dieſem Ende zu allen Feierlichkeiten berufen, zu Hochzeiten, Gaſtereien, vornehme Perſonen bei ihrer Ankunft zu empfangen, Geſchenke zu überbringen u. ſ. w. Auf dieſe Art haben ſie ein reichlicheres Einkommen, mehr Vergnügen und Freiheit, als die vom erſten Range. Außer dem Gehalte, den ſie von den Tempeln ziehen, und dem was ſie von ihren Liebhabern erhalten, werden ſie auch bei allen Gelegenheiten, wo man ſie rufen läßt, mit Geld, Kleidern, Zeuchen, oft auch mit Juwelen reichlich beſchenkt. Auch ſind ihre Liebhaber, meiſtens vom Kaufmannsſtande, reicher und freigebiger, als die Braminen. Solche Tänzerinnen gewinnen daher oft ſehr viel Geld, und Manche derſelben tragen für 8 bis 10,000 Rupien Gold und Juwelen auf dem Leibe. Von dem,

was ſie bei Hochzeiten und dergleichen Feierlichkeiten verdienen, erhalten die Muſikanten auch ihren Antheil.

Unter dieſen Tänzerinnen, ſelbſt bei den unterſten Klaſſen derſelben, findet man weder die Unverſchämtheit, noch das anſtößige, widrige Betragen in Gebärden und Mienen, wie bei den Luſtdirnen in Europa. Im Aeußerlichen betragen ſie ſich ſo ſittſam, wie die ehrbarſten Frauen. Unter vier Augen aber thun ſie bei ihren Liebhabern Alles, was dieſen gefallen kann; ſie behandeln ſie mit ſo viel zärtlicher Aufmerkſamkeit, und wiſſen ſich ſo ſehr einzuſchmeicheln, daß es ungemein ſchwer iſt, ſich aus ihren Netzen loszuwickeln. Sie ſuchen auch nicht, wie die europäiſchen Buhlerinnen, ihre Liebhaber zu betrügen, zu beſtehlen und zu Grunde zu richten, um ſie nachher, wenn ſie nichts mehr von ihnen ziehen können, zu verlaſſen, und ſich an Andere zu hängen. Nein, ſie begnügen ſich mit einer mäßigen Belohnung und ſind überhaupt genommen ſehr treu. Man hat viele Beiſpiele, daß ſolche Tänzerinnen ſich nach dem Tode ihrer Liebhaber mit denſelben haben verbrennen laſſen.

Sie bekommen ſelten Kinder; denn ſie beſitzen verſchiedene Mittel, um unfruchtbar zu bleiben; bringt aber eine ein Kind zur Welt, ſo wird es, wenn es ein Mädchen iſt, in dem Gewerbe der Mutter erzogen; iſt es aber ein Junge, ſo wird derſelbe Muſikant.

Die Kleidung einer Devedaſchie iſt ſehr anlockend, und ganz dazu geeignet, um eine gefällige Ge-

ſtalt und Bildung auf das Vortheilhafteſte darzuſtellen. Ihre rabenſchwarzen Haare glänzen wie ein Spiegel von dem wohlriechenden Oele, *) womit ſie dieſelben einſchmieren, und hängen in einem langen, dicken Zopfe bis auf die Hüften herab; in denſelben ſind kleine runde Goldplättchen in abgemeſſenen Zwiſchenräumen von einander eingeflochten, und am Ende iſt eine ſeidene Quaſte mit geſponnenem Golde befeſtigt. Oben auf dem Hinterkopfe glänzt der Tſchorenka, eine runde, goldene Scheibe von der Größe einer flachen Hand. Auf der Stirne iſt das Haar zu beiden Seiten gleich abgetheilt, und von derſelben laufen längs den Schläfen hinter den Ohren herum einige feine goldene Kettchen, welche mit in den großen Zopf eingeflochten ſind. —

Die Ränder ſowohl, als die Läppchen ihrer Ohren ſind durchbohrt, und in denſelben tragen ſie nach ihrem Vermögen Juwelen oder goldene Ringelchen und andern Schmuck. — In der Naſe tragen ſie einen goldenen Ring von der Dicke einer Stricknadel, welcher zwei bis drei Zoll im Durchmeſſer hat; eine Perle oder auch ein anderer Edelſtein iſt gewöhnlich in dieſen Ring gefaßt. **)

*) Sie gebrauchen gemeiniglich die wohlriechende Wurzel Pieſchtok dazu, welche in kleine Stückchen geſchnitten und in Kokosöl geſotten wird. Mit dieſem Oele ſalben ſich die Tänzerinnen nicht nur die Haare auf dem Kopfe, ſondern auch an andern Theilen des Körpers. D. V.

**) Dieſe Naſenverzierung ſcheint Anfangs den erſt nach Indien gekommenen Europäern ſehr ſeltſam und wider=

Sie ſchminken ſich auch, doch nicht roth und weiß, ſondern gelb; ſie bedienen ſich der Kurkuma dazu, indem ſie ihr Geſicht, den Hals, die Arme, und was ſonſt noch von ihrem Körper entblößt iſt, damit beſchmieren. Es iſt eine beſondere Gattung von Kurkuma, welche in der Samſkritſprache Gondha=Hoviedra genannt wird, eine ſchöne goldgelbe Farbe und einen ſehr angenehmen, lieblichen Geruch hat. — Dieſe Schminke läßt ihnen gar nicht übel. — Zuweilen nur geſchieht es, daß ſie ſich die Wangen roth bemalen, weil ſie ſehr blaß von Farbe ſind. Um die rothe Schminke zu erhalten, dürfen ſie nur ein wenig ungelöſchten Kalk in die mit Waſſer abgeriebene Kurkuma thun, die dann ſogleich ihre gelbe in eine hochblutrothe Farbe verwandelt.

Auf der Stirne haben dieſe Tänzerinnen ein kleines Goldplättchen von der Größe eines Stübers, das mittelſt eines klebrigen Harzes, Tikas genannt, an die Haut befeſtigt wird. — Den Rand der Augenlieder färben ſie ſich mit Tſchokko=Tſchaai ſchwarz; dies iſt eine Kompoſition, unter welche hauptſächlich Antimonium kömmt. Dieſer Anſtrich giebt den Augen ſehr viel Lebhaftigkeit, und macht ſie größer ſcheinen, als ſie wirklich ſind.

Um den Hals tragen die Devedaſchies mehrere Schikols oder goldene Ketten. Den Buſen bedeckt

lich; wenn ſie aber ein Mal daran gewöhnt ſind, ſo finden ſie, daß dieſer Schmuck zu dem übrigen Putz der Tänzerinnen paßt, und keine üble Wirkung thut.

D. V.

auf bloßer Haut ein Leibchen mit ganz kurzen Aermeln, die nur etwa ſechs Zoll weit über den Ellenbogen ſich enden; das Leibchen ſelbſt iſt bloß groß genug, um die Brüſte einzuſchließen; es iſt vorne nicht zugeſchnürt, ſondern nur die zwei letzten Enden deſſelben werden unter den Brüſten zuſammen geknöpft, ſo daß ſie dieſe, ohne ſie zu drücken, umfaſſen, und hinaufwärts halten. Denn die Hinduer glauben, daß große Augen und kleine, aber harte runde Brüſte die vorzüglichſte Schönheit eines Frauenzimmers ausmachen. Darum tragen die Tänzerinnen ſo viele Sorge für ihre Brüſte, um ſie ſo lange als möglich feſt und rund zu erhalten. Darin zeichnen ſie ſich ſehr vor vielen Europäerinnen aus, welche ihr Möglichſtes thun, um dieſes Geſchenk der Natur durch Schnürbrüſte und dergleichen Dinge zu verderben. — Unter den Devedaſchies findet man viele, welche die Natur mit einem ſehr ſchönen Buſen begabt hat, und die, um dieſes Geſchenk in möglichſter Vollkommenheit zu erhalten, ihre Brüſte in durchſichtige, fleiſchfarbige Formen einſchließen, die auf dem Rücken mit Bändern befeſtigt ſind. —

Vom Magengrübchen bis zum Nabel iſt der Leib dieſer Tänzerinnen ganz nackt. Dabei tragen ſie lange, dichtanſchließende Hoſen meiſt von geſtreiftem Seidenzeuche, welche bis zu den Knöcheln hinab reichen. — Das Röckchen beſteht aus einem gewöhnlich 9 Ellen langen und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Ellen breiten Stücke Zeuch, welches verſchiedene Male um den Unterleib gewickelt wird, und zwar ſo, daß es vorne eine Menge Falten bildet, hinten aber ganz ſtraff

angezogen iſt, und dicht anliegt, damit man die Form der Hüften und der Hinterbacken genau bemerken kann. — Dieſes Röckchen iſt gewöhnlich von weißem Zitz oder Mouſſelin, oder auch von Seidenzeuch, je nachdem es die Vermögensumſtände der Tänzerin geſtatten. Damit dieſes los umgewickelte Röckchen beim Tanzen nicht herabfalle, iſt es über den Hüften mit einem Gürtel von geſchlagenem Silber befeſtigt, der ſich mit einem runden Federſchloſſe ſchließt, und über welchen die oberen Enden des Röckchens vorragen.

Außer dieſen Kleidungsſtücken tragen die Tänzerinnen noch eine Art von Schleier, von feinem, durchſichtigen Zeuche, der ihren Buſen etwas loſe verhüllt, über eine der Schultern geht, auf dem Hintertheile einen zierlichen Bogen bildet, und mit beiden Enden in den Gürtel geſteckt iſt.

Arme und Beine, Fußzehen ſowohl, als Finger, haben ſie mit einer Menge ſilberner und goldener Ringe bedeckt. — Die Spitzen der Nägel färben ſie mit dem Safte einer Pflanze Mindie, auch Lakſcha genannt, roth. — Satt der ehemals in Europa Mode geweſenen Muſchen oder Schönpfläſterchen im Geſichte, bringen ſie hie und da in demſelben ein blaues Fleckchen an. — Die Weiber der Korwas ſind es, die ihnen ſolche Zierrathen nicht nur ins Geſicht, ſondern auch auf die Arme und andere Theile des Körpers, den Buſen ausgenommen, anbringen und mit einer Nadelſpitze allerlei Figuren von Blumen, Vögeln und dergleichen durch Stiche in die Haut

zeichnen, in welche ſodann feiner Holzkohlenſtaub oder Schießpulver eingerieben wird.

Die hinduiſchen Tänzerinnen ſind große Liebhaberinnen von Blumen; ſie behängen ſich auch, wenn ſie tanzen, mit Blumenkränzen, und ſelten ſieht man ſie, ohne einen Blumenſtrauß in den Händen zu haben. So lieben ſie auch alle wohlriechende Oele, beſonders das Roſenöl, Otta genannt.

Eine junge und ſchöne Tänzerin in ihrem vollen Putze, mit ihrem leichten, zwangloſen Betragen und ihrem ſtolzen Gange, iſt wahrlich ein bezauberndes, verführeriſches Geſchöpfe. Ihr einfacher Kopfputz, die leichte Verhüllung eines ſchönen, durchblickenden Buſens, der nackte runde Arm, das dicht anliegende, künſtlich gefaltete Röckchen, das ſchöne Formen zeichnet, die niedlichen Windungen des Schleiers — mit einem Worte, die ganze Kleidung dieſer Mädchen iſt ganz dazu eingerichtet, ihre Reize zu erhöhen, ihnen einen beſondern Glanz zu geben, und über ihre ganze Perſon einen hinreißenden Zauber auszugießen. Jede Bewegung ihrer Kleider zeigt ſich in dem gefälligſten Lichte, und ihre ganze Geſtalt ſtellt ſich dem Auge auf die angenehmſte Weiſe dar, ohne die Sittſamkeit zu beleidigen.

Da die Braminen ſo eifrig darauf bedacht ſind, ihre Tempel vor allen Verunreinigungen ſorgfältigſt zu bewahren, und keinen Europäer oder einen Hinduer von den niedrigen Kaſten in denſelben zuzulaſſen, ſo dringt ſich dabei die Frage auf, warum ſie dennoch Tänzerin=

nen, Perſonen aus den Kaſten der Beiſche und Schutters, und die noch obendrein ein unzüchtiges Leben führen, in das Innerſte ihrer Tempel und vor die Bilder ihrer Gottheit kommen laſſen? — Sie geben zu ihrer Entſchuldigung vor, daß die Tänzerinnen nie bei wichtigen Religions-Ceremonieen, wie z. B. den Homans, oder Brandopfern, Joogs oder täglichen Opfern, Sraadh oder Todtenopfern, Sandhia oder Opfern in harten Zeiten, unfruchtbaren Jahren, bei Krieg und in anderen Nothfällen, u. ſ. w. Dienſte leiſten dürfen; ſondern bloß allein bei den Naatkorm, Nantaks, Jatras und anderen Feierlichkeiten, die bloß dazu beſtimmt ſind, ſich der Freude zu überlaſſen, und die Gottheit mit Lobgeſängen zu ihrem Ruhme zu verherrlichen, wozu man Muſik und Tanz anwendet, was man aber nicht anders haben kann, als wenn man Leute dazu nimmt, welche Profeſſion davon machen.

Sowohl die Hinduer, als die Mohren oder Muhammedaner in Indien halten den Tanz für eine verächtliche Leibesübung, die eines rechtlichen, angeſehenen Mannes und einer ehrbaren Frauensperſon unwürdig iſt; ſie ſetzen denſelben in den gleichen Rang mit dem Seiltanze und anderen Gaukelpoſſen dieſer Art.

Hingegen entehrt das Tanzen die Devedaſchies nicht, weil dieſes ihre Beſtimmung iſt, welcher ſie ſich freiwillig zum Dienſte der Gottheit und zum Vergnügen des Publikums geweiht haben. — Die Muſikanten (Jontries) aber, welche gewöhnlich zu den niederen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Stämmen der Schutters gehören, oder Söhne von Tänzerinnen ſind, iſt es nicht erlaubt, das Innerſte des Tempels zu betreten; ſondern ſie müſſen am zweiten Eingange unter dem Portale ſtehen bleiben, um ihre Blasinſtrumente und Cymbeln zu ſpielen.

Doch dürfen ſich auch die Tänzerinnen, wenn ſie ſchon der Gottheit geweihte und gewiſſermaßen geheiligte Perſonen ſind, dem Götzenbilde nicht eher nähern, als wenn ſie ſich vorher gebadet haben, und überhaupt rein ſind. Zu dieſer Reinheit wird erfordert, daß ſie an demſelben Tage keine Zwiebeln, keinen Knoblauch und keinen Laalſaag (eine Art blutrothes Küchengewächſe) gegeſſen haben; daß ſie Betel im Munde haben; daß ſie nicht krank, nicht verwundet, nicht ſchwanger, mit keinem Gebrechen behaftet ſind, auch nicht die monatliche Reinigung haben. Sie würden ſich eine ſchwere Strafe zuziehen, wenn ſie in einem oder dem andern Falle dennoch das Innerſte des Tempels betreten wollten. Ueberdies dürfen ſie auch nicht mit vielen Kleidern erſcheinen. —

Ihre Tänze ſind von eben ſo verſchiedenen Arten, als die unſrigen. Einige derſelben beſtehen in ſachten und ſchnellen Bewegungen der Glieder, die jedoch regelmäßig und angenehm ſind; andere wieder in leichten und künſtlichen Schritten und Luftſprüngen. Es ſind ſehr auffallende Pantomimen. Mit einer überraſchenden Genauigkeit wiſſen dieſe Tänzerinnen, während ſie ſingen und tanzen, durch Leibesſtellungen und Gebärden, eine

Liebesgeſchichte, oder ſonſt einen Gegenſtand, ja auch ein Gefecht figürlich darzuſtellen. Sie haben es in der Kunſt, Leidenſchaften auszudrücken, ſo weit gebracht, daß unſere geſchickteſten Balletänzerinnen mit allen ihren Leibesverdrehungen nur als Marionetten neben ihnen figuriren würden.

Ehe der Tanz beginnt, ſtehen die jungen Devedaſchies, das Geſicht mit ihrem Schleier bedeckt, in einer Gruppe beiſammen. Nun erſchallt der einförmige Ton des Turteh *); nach dieſem erhebt ſich der melancholiſche Schall des Nagaſſaram, **) dieſem folgt der Karna ***), der klingende Talan ****), der Matalam †), der Dool ††) und andere Inſtrumente. Sie fangen nicht alle mit einander an zu ſpielen, ſondern eines nach dem andern. — Endlich tritt der

*) Dies iſt eine Art von Dudelſack mit zwei Pfeifen, deren eine, worein man bläſt, drei, die andere vier Löcher hat; dieſes Inſtrument tönt wie ein Baſſon. d. V.

**) Eine Art Hoboe, die ſehr traurige und melancholiſche Töne von ſich giebt. d. V.

***) Eine Art Flöte ohne Löcher. d. V.

****) Zwei Kupferplatten, die gegen einander geſchlagen werden.

†) Eine lange kleine Trommel, die quer vor dem Leibe getragen, und mit den bloßen Händen geſchlagen wird. d. V.

††) Eine große lange Trommel, auf welche an beiden Enden mit hölzernen Klöpfeln geſchlagen wird. D. V.

Schelimbikaren*) hinter die Devedaſchies, die nun mit Einem Male ihr Geſicht enthüllen; dann vorwärts treten und ſich in Reihen bilden. Mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit und Kunſt wirbeln ſie unter einander herum, oder tanzen Paarweiſe, und bewegen dabei ihre Augen, Arme, Hände und Finger, ja alle ihre Glieder mit unbeſchreiblicher Geſchicklichkeit und dem ſprechendſten Ausdrucke. Der Schelimbikaren, der ihnen immer auf den Ferſen iſt, wird dabei nicht müde, ſie mit ſeinen Becken und durch ſein Zurufen aufzumuntern, wozu die alten Tänzerinnen

*) Schelimbie oder Tal werden zwei kleine runde Becken genannt, etwas kleiner, als eine Handfläche, deren eines von Stahl, das andere von Kupfer iſt. Dieſe kleinen Becken ſchlägt der davon benannte Schelimbikaren, welcher den Balletmeiſter vorſtellt, und der ſowohl durch Gebärden, als mit ſeiner Stimme und mit jenen Becken den Takt angiebt, und den Tanz dirigirt. — Andere Inſtrumente der Hinduer ſind: Das Vinch, eine Art Zither mit kupfernen Saiten; das Ravonoſtrom, eine Geige, die von dem Könige Ravon auf Ceilan (daher ihr Name) erfunden ſeyn ſoll. Ferner ſind die Junter, Bhien, Kinner, Sirbhien, Ambirtieh und Rewah Saiteninſtrumente von verſchiedenen Geſtalten. Das Sirmondel hat 22 Saiten, einige von Eiſen-, andere von Kupferdrath, und wieder andere von Därmen. Die Zahl der Blasinſtrumente der Hinduer iſt ebenfalls anſehnlich; ſie haben mancherlei Trompeten, Hörner, Flöten u. ſ. w. Endlich haben ſie auch noch verſchiedene Arten von Trommeln, Cymbeln und dergl., die alle bei verſchiedenen Gelegenheiten gebraucht werden. D. V.

oder Dajas in die Hände klatſchen und ſingen. Vorzüglich in geſchloſſenen oder Privatgeſellſchaften ſtellen ſolche Mädchen all ihre Kunſt zur Schau. Der liebliche Geruch des Rauchwerks und der Blumen; der Reiz ſo vieler Annehmlichkeiten, die ſie ſo geſchickt auszukramen wiſſen; der Geſang, die Muſik; Alles vereinigt ſich um die Leidenſchaften in Aufruhr zu bringen, wollüſtige Gefühle zu erwecken und die Sinne zu beſtürmen. Inzwiſchen behaupten ſie öffentlich ſo viele Sittſamkeit und Zurückgezogenheit, und wiſſen ſo ſehr die jungfräuliche Schamhaftigkeit nachzuäffen, daß man ſie alle für Veſtalinnen halten ſollte.

Die Devedaſchies vom erſten und zweiten Range werden mit vieler Achtung und Auszeichnung behandelt; ſie ſtehen unter dem Schutze des Publikums und genießen viele Vorrechte. Sie werden auch mit dem Titel Begumie (d. h. Madame) beehrt. Man erkennt ſie für unentbehrliche Zierden des Gottesdienſtes ſowohl, als der Feſte und Privatbeluſtigungen.

Bei Ehrenbezeugungen, die man angeſehenen Fremden erweiſt, oder wenn man ihnen entgegen geht, ſpielen dieſe Mädchen die erſte Rolle, und wenn das Nazareh oder Geſchenk der erſten Audienz einem Vornehmen oder Fürſten gemacht werden ſoll, ſo überbringt es eine Devedaſchie; es iſt alle Mal die erſte aus einem kleinen Trupp von 8 oder 10 Tänzerinnen; ſie überreicht das Geſchenke, das immer eine ungleiche Zahl ſeyn muß, z. B. wenigſtens 11, oder 111, oder 1101

u. ſ. w. Rupien, auf einer mit Betelblättern und Arekanüſſen belegten ſilbernen Platte, und nachdem ſie es mit den erforderlichen Ceremonieen hingegeben hat, kehrt ſie rücklings gehend zu ihren Begleiterinnen zurück, und nun beginnt Muſik und Tanz. —

Dies ſey jedoch genug über dieſen allzu ergiebigen Gegenſtand.

Sechſter Abſchnitt.

Die Ratten und der heiße Landwind zu Maſulipatnam. — Der ſchwärmeriſche Prieſter. — Von den Strafen und Hinrichtungen der Engländer und Holländer in Indien. — Abreiſe von Maſulipatnam.

Da, wie geſagt, meine Geſchäfte mich nöthigten, acht bis zehen Wochen in Maſulipatnam mich aufzuhalten, ſo eilte ich um ſo mehr, mir eine beſondere Wohnung zu ſuchen, da ich nicht nur bei meinem Freunde Barlou allzu enge logirt war, ſondern es noch überdies wegen der vielen Ratten von verſchiedenen Gattungen, von welchen das Haus wimmelte, nicht

*) Man findet nämlich auf dieſer Küſte drei verſchiedene Arten von Ratten; die erſte iſt die gemeine Haus- und Waſſerratte; die zweite heißt Monjur, iſt etwas größer als eine Maus, von bläulichter Farbe, mit einer ſehr ſpitzigen Schnauze, und giebt einen ſo unangenehmen, durchdringenden Biſamgeruch von ſich, daß man Kopfſchmerzen da-

mehr in demſelben aushalten konnte. Denn kaum wurde es dunkel, ſo kamen dieſe Thiere aus allen Winkeln hervor, ſo daß man ſich nicht mehr vor ihnen zu retten wußte; ſie liefen, wenn ich ſchlief, über mich hin, und plagten mich ſo abſcheulich, daß ich das Haus verlaſſen mußte, ſo gern ich auch bei meinem Freunde geblieben wäre.

Ich fand bald ein bequemes Häuschen, das ich miethete; es beſtand aus drei an einander ſtoßenden Zimmern; das mittlere, das auf der Oſt- oder Seeſeite ganz offen, und auf derſelben bloß von einem Wetterdache gedeckt war, das auf hölzernen Pfeilern ruhte, ſchien mir während der Zeit, in welcher der heiße Landwind wehte, zum Wohn- und Schlafzimmer am tauglichſten.

Gern hätte ich noch *vor* dieſer ſchrecklichen Zeit, die ungefähr ſechs Wochen im April und Mai dauert,

von bekömmt, alle Lebensmittel, über welche dieſes Thierchen hinläuft, ungenießbar werden, und ſelbſt das Weißzeuch in dieſem Falle gewaſchen werden muß, um es von dem unerträglichen Geſtanke zu befreien. Die dritte Art iſt die *Peertſchellje*, von der Größe eines kleinen Ferkels und giebt auch ungefähr denſelben Laut, wie dieſes von ſich. (Ohne Zweifel eine Art Cavia? E.) Dieſes Thierchen wühlt ſich in die Erde und thut dadurch den Häuſern großen Schaden. An beide letztere Arten wagt ſich keine Katze; die eine hält ſie durch ihren abſcheulichen Geruch von ſich ab, und die andere ſetzt ſich durch ihre Größe und Stärke in Reſpect.

D. W.

dieſen Ort verlaſſen, und meine Reiſe weiter fortgeſetzt; aber meine Geſchäfte erlaubten es nicht, ich mußte bleiben, und dieſe unangenehmen Tage ſo gut als möglich hinzubringen ſuchen.

Jeder ſucht ſich vor den ſchädlichen Einflüſſen dieſer ſchrecklichen Jahrszeit zu verwahren; man gebraucht zu dem Ende allerlei Präſervative, beſonders rühmt man dazu einen Aderlaß; ich aber konnte mich nicht dazu entſchließen.

Mit Recht hält man den Strich der Erde, welcher unter dem Aequator liegt, für den heißeſten. Ich habe beinahe ein Jahr in dieſem Erdſtriche gewohnt; habe zu mehreren Malen die Linie paſſirt; ja ich habe ein Mal wegen einer Windſtille, wo die Hitze auf dem Meere doppelt ſo heftig iſt, als auf dem Lande, vierzehn Tage lang auf einem Schiffe unter dem Aequator zugebracht. Die Sonne ſticht und brennt glühend. Ihre Strahlen fallen ſenkrecht nieder; doch dies Alles iſt nichts gegen die erſtickende Hitze in gedachter Zeit zu Maſulipatnam. Ich kann ſie mit nichts beſſer vergleichen, als mit einem Glutofen, in deſſen Nähe man verweilen muß.

In der erſten Woche iſt dieſe Hitze noch einiger Maaßen erträglich; doch nimmt ſie dann von Tag zu Tage ſo ſehr zu, daß man am Ende nicht mehr weiß, wohin man ſich wenden ſoll, um einige Erleichterung zu erhalten. Das Blut kocht in den aufgeſchwollenen Adern; der Athem wird kurz und ſchwer; das Geſicht

und die Hände werden verſengt; die Haut wird trocken wie Pergament; alle Ausdünſtung ſtockt, und kein Mittel kann ſie wieder herſtellen; man bekömmt heftigen Kopfſchmerz, der von einer Halskrankheit begleitet iſt, ſo daß man kaum ſchlucken kann, und doch wird man dabei von einem unlöſchbaren Durſte gequält. Vergebens ſucht man allerlei Mittel hervor, um ſich abzukühlen; alle ſonſt ihrer Eigenſchaft nach kalte Körper ſind jetzt warm, ja wenn man ſie der freien Luft ausſetzt, werden ſie heiß. Das beſte und einzige Hülfsmittel zur Erleichterung iſt noch dieſes, daß man den größten Theil des Tages in einer mit Waſſer angefüllten Badewanne zubringe.

Der Dunſtkreis, der in dieſem Klima ſonſt ſo rein und helle iſt, wird nun dunkel, düſter und mit einem unſichtbaren Nebel umhüllt, der dem ganzen Horizonte eine trübe blaue Farbe giebt. Die Sonne verliert ihren Goldglanz und ſteht in Geſtalt einer violetten Scheibe am Himmel. Eine allgemeine Dürre verbreitet ſich über das Land. Teiche und Sümpfe trocknen aus; alle grünen Pflanzen werden entfärbt und verſengt; die Blätter der Bäume ſchrumpfen zuſammen und fallen wie Schneeflocken auf die Erde; die Vögel verbergen ſich in das dichteſte Gebüſche; die wilden Thiere verkriechen ſich in ihre Höhlen; Alles flieht und ſucht ſich zu retten; überall herrſcht eine Todesſtille wie um Mitternacht.

Um dieſe Zeit iſt es gefährlich, beſonders in den Mittagsſtunden aus dem Hauſe zu gehen. Die Luft iſt dann

allzuſehr mit elektriſchem Feuer geſchwängert; man ſieht ſogar nahe an der Erde die Strahlen deſſelben hin und her ſchießen, und wenn man das Unglück hat, ſie mit dem Athem einzuziehen, ſo iſt man auf der Stelle todt. Darum wickeln ſich diejenigen, welche um dieſe Zeit genöthigt ſind, vor die Thüre hinaus zu gehen, ein doppeltes Tuch um Mund und Naſe. Viele Menſchen fallen jährlich als Opfer dieſer Art von Samiel*). — Merkwürdig iſt es, daß Leute, welche dieſe Feuerluft einathmen, auf der Stelle über den ganzen Körper blaugefleckt werden, und aufſchwellen, als wären ſie am ſtärkſten Gifte umgekommen.

Bei allen dieſen Ungemächlichkeiten und Plagen ſtürmt es gewöhnlich noch den ganzen Tag, und der Sand wird ſo ſehr in der Luft herum gewirbelt, daß man nicht ſehen kann; er bedeckt Alles, und dringt überall durch, ſelbſt bis in die am beſten verſchloſſenen Zimmer. Zuweilen wird er ſo ſehr durch Wirbelwinde in die Höhe getrieben, daß er auf eine kurze Zeit den Tag zur Nacht macht, und dann fällt er wieder glühend herunter.

Dieſe unerträgliche Hitze wird von dem Landwinde erzeugt, der um die Mitte der heißen Jahreszeit, über die Moräſte und ſandigen Heiden, welche Maſulipatnam auf der Weſtſeite umgeben, weht, und die Glut, welche er mitbringt, über die ganze Landſchaft

*) Der Samiel (oder Samum) iſt ein bekannter tödlicher Wind in den arabiſchen Sandwüſten. D. V.

verbreitet. Er erhebt ſich gewöhnlich Morgens um 10 Uhr, und dauert ununterbrochen fort bis Abends um 4 Uhr, wo dann der Seewind, der die ganze Zeit über als eine Wolkenbank am Horizonte ruht, endlich durchbricht, und mit ſeinem erfriſchenden Hauche die nach Luft ſchnappenden, abgematteten Geſchöpfe erquickt. Auf Ein Mal iſt es, als ob eine drückende Laſt von der Bruſt abgewälzt würde; man athmet wieder freier; die Schweißlöcher öffnen ſich; der brennende Durſt hört auf; Alles kömmt wieder zum Vorſcheine; Menſchen und Thiere erfreuen ſich und ſcheinen wie neugeboren zu ſeyn.

Doch zuweilen geſchieht es, daß der Landwind in ſeinem Kampfe mit dem Seewinde die Oberhand behält, und dieſen bis an das Ende des Geſichtskreiſes zurücktreibt; dann folgt auf einen glühenden Tag eine gleich heiße Nacht. Von Zeit zu Zeit empfindet man einen erſtickenden Qualm; man fühlt eine Unbehaglichkeit, eine Uebelkeit, die nicht zu beſchreiben iſt. Aengſtlich und beklommen wälzt man ſich auf dem Lager hin und her, und ſucht vergebens durch den balſamiſchen Schlaf ſich zu erquicken. — Der Schlaf flieht die peinlich brennenden Augenlieder; man liegt da, wie in einem hitzigen Fieber; man ſtehet zehen Male auf, und legt ſich zehen Male wieder nieder, ohne Ruhe zu finden. So ſchrecklich auch der Tag iſt, ſo iſt doch die Nacht noch weit ſchrecklicher, wenn um dieſe Zeit der heiße Landwind weht. Die Luft iſt dann noch dicker, ſchwerer, mühſamer zu athmen und heißer, als bei Tage. Dazu kommen dann noch die Moskiten, die, ſo wie alles Ungeziefer, zu dieſer Zeit noch heftiger ſtechen und plagen, als ſonſt.

Dieſe ſchreckliche Zeit von ſechs Wochen, während welcher man zu gar nichts fähig iſt, werde ich ewig nicht vergeſſen; ſie hätte mir beinahe das Leben gekoſtet! —

Meine Geſchäfte riefen mich nach Madras, und von da, wenn es möglich wäre, noch weiter gegen Süden; ſobald die heißen Tage vorüber waren, traf ich die Anſtalten zu meiner Abreiſe.

Die Leſer werden ſich erinnern, daß ich bei meinem Abzuge von Jaggernaikuram mit dem Schiffskapitän Huau Bekanntſchaft machte, und denſelben bis nach Korenga begleitete. Dieſer kam nach Maſulipatnam, um mich aufzuſuchen. Sein Patron hatte Bankerott gemacht, und dadurch war nun nicht nur ſein Schiff, ſondern auch ſein noch guthabender Sold verloren. Er war jetzt, mit Einem Worte, bettelarm, und erſuchte mich, ihn einige Tage zu beherbergen.

Ich hatte Mitleiden mit dem unglücklichen Manne und nahm ihn auf. Als er hörte, daß ich nach Madras reiſen wollte, beſchloß er, mich zu Fuß dahin zu begleiten, und bat mich bloß, ihm bis zu dieſem Orte freie Zehrung zu geben. Von Madras aus hoffte er Gelegenheit zu finden, nach Ceilan hinüber zu kommen, wo er ſich ſchmeichelte, wieder ein Schiff oder ſonſt einen Dienſt zu bekommen.

So gern ich auch allein gereiſet wäre, ſo konnte ich ihm doch ſeine Bitte nicht abſchlagen. Ich hatte ihn liebgewonnen, und wollte ihn nun auch nicht hülflos an

einem Orte zurücklaſſen, wo kein Mittel für ihn war, ſich weiter zu helfen. —

Ehe ich von Maſulipatnam abreiſte, war ich noch Augenzeuge von einem ſeltſamen und lächerlichen Schauſpiele, welches ein kurz vorher von Goa angekommener portugieſiſcher Miſſionar der ganzen Stadt zum Beſten gab.

Sein feſter Vorſatz war, die blinden Heiden zu Chriſten zu machen, d. h. ſie zu taufen, ihnen ein Kreuzchen umzuhängen und ſie ein Ave Maria herplappern zu lehren. — Da er die Landesſprache ſehr ſchlecht redete, ſo ſah er wahrſcheinlich bald ein, daß ſeine Predigten nicht vielen Eindruck auf das verſtockte Volk machen würden; er beſchloß deshalb, ſich eines kräftigern Mittels zu bedienen, das, wie er wähnte, die Heiden unwiderſtehlich zu ihm hinziehen würde. Vermuthlich hatte er geſehen, wie die hinduiſchen Büßer ſich kaſteien und Schmerzen verurſachen, und nun wollte er zeigen, daß auch chriſtliche Prieſter ſich mit eben ſo viel Muth das Fleiſch züchtigen können, als die Tapaswies.

Er bewohnte ein kleines Häuschen; in demſelben entkleidete er ſich mehrere Nachmittage nach einander bis auf den Gürtel, ſetzte ſich unter ein offenes Fenſter und zerfleiſchte ſich den dicken, fetten Rücken mit einer Mönchsgeiſel, daß ihm das Blut hinab lief; dabei hielt er in der andern Hand ein Kruzifix und murmelte Gebete

her. — Man kann leicht denken, welch' Aufſehen ſolch' ein Spektakel an einem Orte machte, wo man dergleichen Dinge nicht gewohnt iſt! —

Hunderte von Menſchen blieben auf der Straße ſtehen, um den Pfaffen ſein Weſen treiben zu ſehen; und dies war gerade das, was der Mönch wünſchte; denn er wollte Aufſehen erregen. — Topaſen, Parias und anderes gemeines Volk, das ſich zur katholiſchen Religion bekannte, warfen ſich vor dem heiligen Manne nieder, und baten um ſeinen Segen, den er ihnen auch mit vieler Gravität und geiſtlichem Hochmuthe mit ſeinem nackten Arme zum Fenſter hinaus ertheilte.

Die Engländer trieben, wie leicht zu erachten, ihren Spott mit ihm, und verhöhnten ihn mit allerlei Schimpfreden; aber er ließ ſich dadurch nicht irre machen. — Die Hinduer wußten nicht, was ſie aus ihm machen ſollten; Einige hielten ihn für einen europäiſchen Fakir oder Tapaswie; Andere glaubten, er ſey ein Büßer, der ſchwere Sünden auf dem Gewiſſen habe, die er durch leibliche Kaſteiung abbüßen wolle; und wieder Andere hielten ihn für verrückt und bemitleideten ihn; die meiſten aber zuckten die Achſeln, und giengen herzlich lachend von dannen.

Auf ſolche Art wird das Chriſtenthum unter den Heiden verächtlich gemacht, die ohnehin in Indien gar nichts Gutes von den Chriſten, und ſehr wenig von ihren Prieſtern ſehen; denn die proteſtantiſchen Prediger

in dieſen Ländern ſind, wenige ausgenommen, Faullenzer und Bauchdiener, und die katholiſchen Geiſtlichen ſpielen die Tirannen über ihre Neubekehrten *), und machen ſich bei den Uebrigen lächerlich. — —

Ich machte nun Anſtalten zur Abreiſe, und düngte mir zwölf Kulis bis nach Madras, nämlich acht, um abwechſelnd meinen Palankin, und vier, um meine beiden zu Waſſer von Maſulipatnam angekommenen Koffer zu tragen. — Ich mußte aber noch einen dreizehnten annehmen, der meinen Vorrath von Arrak, Cigarren, Thee und andere kleine Nothwendigkeiten, nebſt einem Päckchen Wäſche trug, welches die ſämmtlichen Habſeligkeiten des Kapitäns Huau enthielt.

Die Reiſe nach Madras gedachten wir, Unfälle und Hinderniſſe abgerechnet, in vierzehen Tagen zurück zu legen; wir verſahen uns daher auf dieſe Zeit, weil keine europäiſche Niederlaſſung auf dieſem Wege anzutreffen iſt, mit allerlei Bedürfniſſen, die man in den Dörfern gewöhnlich nicht haben kann.

Alles war nun zu unſrer Abreiſe beſtellt; ich hatte von meinen Freunden und Bekannten Abſchied genommen, und erwartete am folgenden Morgen bei Son-

*) Eine Beſtätigung davon findet man in des franz. Miſſionars Perrin kürzlich erſt erſchienenen Reiſe nach Indien, worin er geſteht, daß die Miſſionare die Hinduer für die geringſte Vergehung zu Ruthenhieben und Prügeln verurtheilen. Eine ehrenvolle Ausnahme davon machen jedoch die proteſtantiſchen Geiſtlichen zu Trankebar. E.

nenaufgang meine Kulis; als ich Abends erhitzt und ermüdet nach Hauſe kam, von einem Kopfſchmerz und Fieber befallen wurde, und die ganze Nacht hindurch nicht ſchlafen konnte. Ich befürchtete nun wirklich krank zu werden. — In dieſem Zuſtande traf mich Kapt. Huau an dem zur Abreiſe beſtimmten Morgen, und rieth mir noch einige Tage abzuwarten und jetzt nicht abzureiſen; mein Dobaſchi, der inzwiſchen mit den Trägern herbeigekommen war, ſtimmte auch damit überein, und, entſchloſſen, dieſem Rathe zu folgen, ſchickte ich meine Kulis zurück.

Bald darauf ſagte mein Dobaſchi: „Nun, mein „Herr, können Sie auch die Exekution mit anſehen, die „auf dieſem Platze Statt finden wird; denn gegen „Mittag werden ein Paar arme Parias aufge„henkt, die eines Diebſtahls beſchuldigt ſind."

Dies war mir genug. Ich ließ ſogleich meine Kulis zurückrufen, und eilte, meines Fiebers uneingedenk, abzureiſen, um nur keiner Hinrichtung beiwohnen zu müſſen; denn ſolche Trauerſpiele konnte ich niemals mit anſehen, und an die Juſtizmorde, welche die Europäer in Indien an den Eingebornen verüben, kann ich ohne Schauder gar nicht denken! — Gott ſtehe den armen Hinduern bei, welche der europäiſchen Juſtiz in die Hände fallen! — Wie ſchändlich iſt nicht die europäiſche Handhabung der Gerechtigkeit in ganz Indien! Wie viele arme Hinduer, die kein Geld hatten ſich loszukaufen, haben nicht ſchon unter europäi-

ſchen Henkershänden ſterben müſſen, die erſt nachher für unſchuldig erkannt worden ſind!

Die Engländer ſetzen keine andere Todesſtrafe an, als das Aufhängen; aber die Holländer hatten bisher noch in ihren oſtindiſchen Niederlaſſungen alle ſchauderhafte Leibes- und Lebensſtrafen der verfloſſenen Jahrhunderte, Lebendigverbrennen, Rädern, Kopfabſchlagen, Spießen, u. ſ. w. im Gebrauche; beſonders werden die Sklaven unmenſchlich hart behandelt, wann ſie ſich gegen ihre Herren vergehen, obgleich dieſe durch ihre Tyrannei die Veranlaſſung gaben.

Bei den Hinrichtungen werden in Indien, hauptſächlich auf der Küſte Koromandel, gar wenig Ceremonieen gemacht; man fördert die Verbrecher ab, wie man die Hunde todtſchlägt. Niemand, wenigſtens von den Landeseingebornen, wohnt einer Hinrichtung bei. Man hält dieſes für ſchändlich. Ein hinduiſches Mädchen, welcher man nachſagte, ſie hätte eine Exekution mit angeſehen, würde ſchwerlich mehr einen Mann bekommen. — So weit geht hier die Achtung für Menſchengefühl! — —

Ich reiſete ab. Meine Kulis waren junge, ſtarke Kerle, und flogen mit mir durch die Stadt. — Kapt. Huau war mit meinem Franciſko und den Bagageträgern voran gegangen. Wir holten ſie bald ein, und bildeten nun nur Einen Trupp zuſammen.

Siebenter Abſchnitt.

Das Reiſen. — Lieblicher Abend. — Okalgatta. — Der Jopiteh-Joghie. — Verbrännte Hütten. — Der Kottwal. — Das Gewitter.

Glücklich ſind diejenigen, welche reiſen können! — Es iſt ja wahrlich in der Welt nichts Angenehmeres, als das Reiſen! — Doch, man verſtehe mich wohl, ich meine in einem milden Klima, ja wenn ich es ſagen darf, in Oſtindien, unter den menſchenfreundlichen Hinduern und ..... in einem Palankin; denn dieſes iſt gewiß die bequemſte und ſicherſte Reiſemaſchine, die je erfunden worden iſt! —

In Europa iſt das Reiſen weit unbequemer und unangenehmer. Ich begreife nicht, wie man ein Vergnügen darin finden kann, in den nördlichen Theilen deſſelben zu reiſen. Ich habe auch, mit aller Gemächlichkeit und mit voller Börſe Holland, Teutſchland, Frankreich und einige andere Länder durchreiſet; aber ſtatt des Vergnügens, das doch auch ein Zweck des Reiſens iſt, hatte ich nichts als Aerger, Verdruß, Angſt, Mühſeligkeiten, Gefahren, und dabei noch große Koſten. — Unglücksfälle können einen Reiſenden in jedem Lande treffen; aber alle die Unannehmlichkeiten, welchen ein Reiſender in Europa ausgeſetzt iſt, findet man in Indien nicht, wenigſtens nicht längs der ganzen Küſte bis nach Bengalen u. ſ. w.

Grobe und brutale Poſtmeiſter und Poſtillione; ſchlechte oder doch theure Gaſthöfe, in welchen der Beutel der Reiſenden auf eine heilloſe Weiſe gefegt wird; Straßengeld, Zollbediente, Aufpaſſer, Gaudiebe, Räuber und ſo weiter, giebt es in Indien nicht; der ſchlechten Wege, des Stoßens in den Wägen, des Umwerfens, des fatalen Fahrens auf den Poſtwägen u. ſ. w. nicht zu gedenken. Wer vermag es, alle die tauſendfältigen Verdrüßlichkeiten, Aergerniſſe und Beſchwerlichkeiten aufzuzählen, die man in Europa auf Reiſen hat? Fährt man auch mit Extrapoſt, ſo iſt man nicht beſſer daran; außer daß man ſchneller fortkömmt, von den Gaſtwirthen derber geprellt wird, und mehreren Gefahren von Räubern und Mördern ausgeſetzt iſt. — Beſonders bemitleidete ich immer den Zuſtand der elenden Poſtpferde und ärgerte mich über die Unbarmherzigkeit der Poſtknechte *). —

Ich hatte Maſulipatnam frühe genug verlaſſen, um nicht Zeuge von der Hinrichtung der armen Parias ſeyn zu müſſen. — Das Vergnügen, dieſem Anblicke zu entgehen, und einen Ort zu verlaſſen, der keine Annehmlichkeiten für mich hatte; wo ich all die Pein litt, welche die damalige Jahreszeit den lebenden Geſchöpfen verurſachte, und wo mein Herz blutete, wenn ich ſehen mußte, mit welcher barbariſchen Härte die Engländer die Eingebornen drücken; dieſes Vergnügen und

*) Die weitern Expektorationen unſers gefühlvollen Holländers über dieſen längſt erſchöpften Gegenſtand haben wir hier weggelaſſen. E.

die kühle Morgenluft, die ich nun einathmete, machten, daß ich mich ſchnell wieder erholte; mein Kopfſchmerz ließ nach, und ich verfiel in einen ſanften und ruhigen Schlaf.

Dieſer Schlaf war jedoch nicht von langer Dauer; denn ein Zufall unterbrach ihn; Einer von den Kulis, die meine Koffer trugen, wurde plötzlich von einer Uebelkeit befallen; wir mußten, nachdem wir kaum eine Stunde Wegs zurückgelegt hatten, in dem nächſten Dorfe Halt machen, um einen andern Träger zu ſuchen, den wir auch, doch nur mit vieler Mühe, fanden. Es war darüber ſpät geworden, die Sonne brannte ſchon ſehr heiß; wir konnten nun vor Mittag nicht weit mehr kommen, und darum entſchloß ich mich, in dieſem Dorfe, Korgupeent genannt, auszuruhen, und zu Mittag zu eſſen; worauf wir dann unſre Reiſe weiter fortſetzten, bis wir ungefähr um 5 Uhr Abends zu Malal ankamen.

Dieſes Dorf iſt zwar klein, hat aber dennoch einen hübſchen Tempel und Teich, und viele Mango- und Kokosbäume. Da mir die Schultri nicht gefiel, ſo lagerten wir uns unter einen großen Tamarindenbaum. — Während nun unſere Leute das Abendeſſen zubereiteten, beredete ich meinen Reiſegefährten Huau mit mir einen Spaziergang durch das Dorf zu machen.

Es war ein unvergleichlich ſchöner Abend; die Sonne gieng unter und ihre letzten Strahlen vergoldeten die Kronen der ſanft durchrauſchten Palmen und die Spitze des

Tempels. Die geflügelten Schaaren kamen von allen Seiten herbei, als hätte die Trompete zum Abzuge geblaſen, um ſich ſichere Ruheplätze auf die einbrechende Nacht zu ſuchen. Die ſchneeweißen Kukos *) erhoben ſich aus den Teichen und Sümpfen und ſetzten ſich auf die Palmen und Kokosbäume; in großer Zahl kamen auch die Papagajen heran, die ſchon von ferne her ihre Ankunft durch ein lautes Geſchrei ankündigten; ihnen folgten die wiederlich krächzenden Krähen, welche mit ihrem Heere die Luft verdunkelten und ſich auf den höchſten Bäumen ihre Ruheplätze ſuchten; eine Menge anderer und kleinerer Vögel flog hinterdrein. Bald war die Luft entvölkert; doch zogen noch die wilden Gänſe und Enten in langen Reihen ihren Sümpfen zu. — Jetzt brach die Nacht ein, und die Baurs erſchienen, die ſich in weiten Kreiſen um die Wipfel der Bäume drehten; die Grillen begannen ihren eintönigen Geſang, und das Froſchgequak betäubte die Ohren.

Die vorgenannten Baurs ſind eine große Art von Fledermäuſen **), gelblich roth von Kopf und Hals, und am übrigen Körper ſchwarz; ſie fliegen ſehr hoch und ſchnell, haben ein erſtaunlich ſcharfes Geſicht, und können mit ihren Zähnen die härteſte Frucht durchbeißen. Ihre Flü-

*) Wovon ſchon oben. E.

**) Es iſt ohne Zweifel die Vespertilio vampyrus. (franz. *la Roussette*, teutſch auch der fliegende Hund genannt). welche aber nicht mit dem Vampyr in Südamerika zu verwechſeln iſt. (Sonnini's Zuſätze zu Sonneratt's Voyage, T. IV. p. 92.) E.

gel ſind häutig und kahl, wie bei den kleinen Fledermäu=ſen, und an ihre Pfoten und ihrem Schwanze befeſtigt, wo=durch ſie am Stehen und Gehen gehindert werden; doch hat die Natur ſie dafür durch zwei Haken entſchädigt, welche an den Flügeln angebracht ſind, und womit ſie ſich an den Zweigen der Bäume feſthalten, und ſich dann mit Schnauze und Pfoten kriechend weiter forthelfen. Bei Tage ſieht man ſie gewöhnlich an einem gewiſſen Baume Perumbeh genannt, oder auch an den Tamarindenbäumen hängen, deren Früchte ſie ſehr lieben; oft findet man ſie in ſolcher Menge an den Bäumen, daß man in der Ferne glaubt, dieſelben ſeyen mit ſchwarzen Tüchern überdeckt. Dieſe Fle=dermäuſe nähren ſich nicht nur von Baumfrüchten, ſon=dern überfallen auch bei Nacht die Tauben= und andere Vogelneſter, um die Eier und Jungen zu freſſen. Sie ſind ſehr unbändig und wild; wenn man ſie gefangen hat, ſo ſollen ſie ſich aus Wut ihre Flügel, und was ſie er=reichen können, abbeißen; auch ſind ſie ſehr lüſtern nach Blut, und es iſt gefährlich, in einer Gegend, in wel=cher ſie häufig ſind, in freier Luft zu ſchlafen, weil ſie gern den Schlafenden unbemerkt eine Ader auflecken und ſich ſatt mit Blut vollſaugen, ohne daß der Menſch darüber erwacht, indem ſie ihm inzwiſchen mit ihren Flügeln angenehme Kühlung zuwehen. Die Parias und andere Hinduer von den niedrigſten Kaſten, ſo wie auch gemeine Europäer eſſen ſolche Fle=dermäuſe. Man ſpaltet ſie von einander wie die Fi=ſche, reibt ſie ſtark mit Salz ein, läßt ſie eine Nacht hindurch zwiſchen zwei ſchweren Steinen gepreßt liegen, wäſcht ſie dann ab, und richtet ſie zu. Das Fleiſch iſt

aber zähe und faſerig, und hat einen unangenehmen Geruch. — —

Wir brachten hier eine angenehme und erquickende Nacht hin, und waren vor Tages Anbruche wieder auf dem Wege. Der Schlaf hatte mich ganz wieder hergeſtellt; Fieber und Kopfſchmerz waren weg, und ich befand mich eben ſo friſch und munter, als vorher.

Um ſieben Uhr kamen wir an dem Dörfchen Malleisjetur vorbei und langten hernach zu Okalgatta einem ſchönen, großen, mit vielen Mango= und Palmbäumen umgebenen Dorfe an. Daſſelbe hat auch einen ungemein großen und ſchönen Teich, deſſen wallhohe Ufer mit großen, ſchattenreichen Bäumen beſetzt waren, unter welchen ſich ein noch junger Wurzelbaum (Ficus indica) befand, in deſſen Schatten wir uns lagerten, obgleich zwei Schultris in dem Dorfe waren. Hier wollten wir unſer Mittagsmahl halten, und meinen Francisko erwarten, welcher hinter uns zurückgeblieben war. — Der Wind wehte ſtark, doch war es ſonſt ganz trocknes Wetter.

Nach dem Frühſtücke gieng ich allein herum ſpazieren; denn mein Reiſegeſellſchafter Huau, den das ungewöhnte Gehen allzu ſehr ermüdete, hatte ſich ſchlafen gelegt.

Die Lage dieſes Dorfs auf einem fruchtbaren, erhabenen Boden war ſehr reizend; viele Pflanzungen und Tamarindenbäume umgaben es; auch ſah man eine beträchtliche Zahl von Betel= und Gemüſegärten. Außer den zwei

öffentlichen Herbergen, ſind in dem Dorfe drei Tempel mit pyramidaliſchen Portalen, und einige gute Waſſerbrunnen und Teiche. — Ein kleiner, uralter Tempel ſtand auf einem einſamen Platze außerhalb des Dorfes und war verſchloſſen; vermuthlich wurde er ſeiner Baufälligkeit wegen nicht mehr gebraucht.

Hier fand ich einen Joghie in tiefem Nachdenken hinter einem Gebüſche ſitzen. Abſichtlich machte ich einiges Geräuſch, indem ich huſtete und laut mit mir ſelbſt ſprach, um zu ſehen, ob ich ihn nicht aus ſeinen Betrachtungen aufwecken könnte; aber er blieb mit niedergeſchlagenen Augen unbeweglich, wie ein ſteinernes Bild, und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß Jemand in ſeiner Nähe ſey. — Als ich nun ſah, daß er durchaus auf nichts achtete, ſo rief ich ihm im Weggehen folgenden ſamſkritaniſchen Vers aus dem Dormm-Schaſter zu:

Joppiénavaté Sansottié, Joggiamano natrah sansajen,
Cordjodéniatravé, cordian matro atschiaté.

Das heißt:

„Durch innere Andacht gelangt ein Joghie gewiß zur Heiligkeit; doch auch ein anderer gutherziger und tugendhafter Mann, der ſich der Selbſtbetrachtung überläßt, darf mit allem Rechte ein Joghie genannt werden."

Dieſe Worte, die ich mit lauter Stimme ausſprach, brachten eine ſonderbare Wirkung hervor. Der Andächtige ſchlug die Augen auf, und blickte mich mit äußerſter

Beſtürzung an; er ſprang auf und lief in größter Eile davon. Vermuthlich hatte die Ueberraſchung, einen Vers in der heiligen Sprache aus dem Munde eines Europäers zu hören, ihn auf die Gedanken gebracht, es ſey ein böſer Geiſt, der die Geſtalt eines Weißen angenommen habe, um ihn in ſeiner Andacht zu ſtören. — Er floh ohne rückwärts zu ſehen, und warf eine Hand voll Sand über ſeine linke Schulter, um den böſen Geiſt von ſich abzuhalten. — Es that mir wehe, dieſen frommen Mann beunruhigt zu haben; denn jeder Reiſende muß die Religionsgebräuche des Landes ehren, das er beſucht. —

Man nennt dieſe Art von Joghies, zum Unterſchiede von den übrigen Bettelmönchen, Jopiteh-Joghies *), welches in der Samſkritſprache einen Mann bezeichnet, der ſich dem Nachdenken über Gott und ſeine Eigenſchaften geweiht hat, und darin verharrt.

Die Pflichten der Joghies ſind folgende. — Ein wahrer Joghie (ſagt der Schaſter) muß fühllos ſeyn für Kälte und Wärme, für Schmerz und Vergnügen, für Ehre und Verachtung; er muß das Gute und Schlimme in gleichem Werthe halten. Wenn er die tauſend heiligen Namen der Gottheit **) überdenken will, muß er ſich

*) Jopiteh bedeutet nachdenkend, und Joghie, ein frommer, gottesfürchtiger Menſch. Das Wort Joog hat in der Samskritſprache eine Menge von verſchiedenen Bedeutungen. D. V.

**) Die Samskritſprache iſt ſo wortreich, daß ſie für den Namen Gottes tauſend verſchiedene Benennungen hat, welche

in die Einſamkeit begeben, eine Stelle ausſuchen, die nicht zu hoch und nicht zu niedrig iſt, ſie mit dem heiligen Graſe Kus beſtreuen, und ſich in der gehörigen Stellung auf daſſelbe niederſetzen, nämlich mit unbeweglichem Kopfe und Leibe, die Augen auf die Naſenſpitze geheftet, ohne ſie auf die eine oder die andere Seite zu wenden. Er muß dann blind und taub ſeyn für Alles, was um ihn her vorgeht, ſo daß ſelbſt das Gefecht zweier Armeen in ſeiner Nähe ihn ſeinem Nachdenken nicht entreißen ſoll. — Bringt man ihm Speiſe, ſo mag er eſſen, aber nur ein Mal des Tages und nur halb ſatt; bringt man ihm keines, ſo muß er faſten, ſo lang er kann, und dann erſt darf er betteln. Bekömmt er zu viel, ſo muß er den Ueberreſt wegſchenken. Nichts ſoll ihn rühren oder erfreuen, oder ſeine Begierden in Bewegung ſetzen. Seine Seele ſoll ſeyn wie das Licht einer Lampe, die in einer dicht verſchloſſenen Kammer ſteht, wohin kein Wind dringen kann. — Dazu kann allein ein brünſtiges Gebet ihm verhelfen, worin er ſo lange verharren muß, bis er vollkommen Meiſter über alle ſeine Begierden und Lüſte iſt; und dann erſt wird ihm die Gottheit als ein glänzendes Licht erſcheinen. Auch ſollen ſie dann ſchon in dieſem Leben den Vorſchmack des Himmels empfinden und wann ſie ſterben, nie wieder in menſchliche oder thieriſche Körper zurückkehren.

ihre Kräfte und Eigenſchaften ausdrücken. Gott wird daher auch Dosſchotameh, oder der Tauſendnamige genannt. — Ein Elephant hat in dieſer Sprache 24, eine Frau 30, ein Mann 45 verſchiedene Benennungen, u. ſ. w.
D. V.

Ich habe unter dieſen Joghies wahrhaft gottesfürchtige, tugendhafte und verſtändige Menſchen gefunden; doch beſteht auch ein großer Theil derſelben aus Heuchlern und Betrügern.

Sobald wir zu Okalgatta angekommen waren, ſchickte ich zwei Kulis aus, um meinen zurückgebliebenen Bedienten Francisko aufzuſuchen. Aber ſie kamen in ein Paar Stunden wieder, ohne ihn gefunden zu haben. Vermuthlich hatte er einen andern Weg eingeſchlagen, und da Kiſchtnapatnam zu unſerm gemeinſchaftlichen Sammelplatze beſtimmt war, ſo hoffte ich ihn dort zu treffen, und war deshalb ohne Sorgen.

Wir blieben bis 3 Uhr Nachmittags in dem Dorfe, um uns nach dem Vermißten umzuſehen, und dann zogen wir weiter. Der Weg war breit und hübſch, und viele Reiſende machten ihn lebhaft. — Gruppen von wilden Palmen und Kokosbäumen, einzeln ſtehende Hütten und zerſtreute Weiler erhoben ſich gleich Inſeln aus der Mitte der Hirſefelder, und andere Getraideäcker, die ſich, ſo weit das Auge reichte, zu beiden Seiten des Weges ausdehnten.

In dem Dorfe Serligatta, durch welches wir nun kamen, war noch Alles in Unruhe und Bewegung; es war denſelben Morgen in dieſem Dorfe durch Verſchulden eines engliſchen Offiziers eine Feuersbrunſt ausgebrochen. Dieſer Engländer, der, wie ich nachher hörte, eine ſtarke Stunde vor mir von Maſulipatnam ab-

gegangen war, um ebenfalls nach Madras zu reiſen, war in der Schultri des genannten Dorfes eingekehrt, um ſein Mittagsmahl daſelbſt zu nehmen; währeud man daſſelbe zurichtete, war er mit ſeiner Jagdflinte im Dorfe herum ſpaziert, um die Vögel zu ſchießen, die auf den Dächern der Hütten ſaßen. Vergebens baten ihn die Einwohner des Dorfes, mit welchen ſich ſeine eigenen Kulis vereinigten, dieſen gefährlichen Zeitvertreib zu unterlaſſen, und ſtellten ihm vor, wie leicht dadurch ein Strohdach in Brand gerathen, und bei dem ſtarken Winde bald das ganze Dorf in die Aſche gelegt werden könnte. — Man predigte tauben Ohren; der tolle Engländer fuhr fort, zu ſchießen; der Pfropf ſeiner Ladung blieb brennend auf einem Dache liegen, zündete es an, die Hütte gerieth in Brand, und wurde nebſt zwei anderen vom Feuer verzehrt, da man wegen des ſtarken Windes nicht ſchnell genug die Brunſt löſchen konnte; doch zum Glücke waren dieſe drei Hütten weit genug von den übrigen abgeſondert, und ſtanden unter dem Winde, ſonſt wäre das ganze Dorf ein Raub der Flammeu geworden. — In einer von den brennenden Hütten lag eine Frau in Kindesnöthen; ſie wurde zwar gerettet; aber ſie ſtarb bald nachher an den Folgen des ausgeſtandenen Schreckens. —

Der gedachte engliſche Offizier gieng, als er ſah, was er für Unheil augerichtet hatte, ganz gleichgültig in die Schultri zurück, verzehrte in behaglicher Ruhe ſein Mittagseſſen, ſtieg dann in ſeinen Palankin, und ließ ſich weiter tragen, ohne ſich im mindeſten um die veran-

laßte Feuersbrunſt zu kümmern; an eine ſchuldige Vergütung dachte er gar nicht. —

Dieſes erzählte mir der Kottwal oder Schulz des Dorfes, und bat mich, in der Vorausſetzung, daß ich jenen engliſchen Offizier kenne, weil ich ebenfalls von Maſulipatnam herkam und nach Madras reiſete, denſelben dahin zu vermögen, daß er den durch ihn Verunglückten eine kleine Gabe zukommen laſſe, damit ſie ihre Hütten wieder aufbauen könnten. — Aergerlich darüber, daß er mich für einen Engländer hielt, erklärte ich ihm, daß ich es für ein Glück achte, nicht zu dieſer Nation zu gehören, und wuſch ihm den Kopf, daß er als Dorfſchulze nicht beſſer ſeine Pflicht gethan, und den Engländer mit Gewalt zu einer Schadloshaltung gezwungen habe. — Er wollte ſich vertheidigen; aber ich bewies ihm ſein Unrecht, und verſicherte ihn, daß er, wenn ich hier zu befehlen hätte, zur Strafe für ſeine Nachläſſigkeit, die abgebrannten Hütten auf ſeine eigenen Koſten wieder müßte aufbauen laſſen. — Ich gieng ſomit fort, und ließ den armen Mann ganz beſchämt und beſtürzt ſtehen. —

Von Jugend auf konnte ich nicht zuſehen, wenn Jemand Unrecht litt, und meine Hitze hat mich dann oft zu übereilten Schritten verleitet, die nachher mancherlei nachtheilige Folgen für mich hatten. — Bei zunehmenden Jahren hat ſich meine Hitze zwar etwas abgekühlt; aber noch immer bin ich zu unvorſichtigen Handlungen geneigt, wenn es darauf ankömmt, einem Unterdrückten beizuſtehen.

Die vorerwähnte Geſchichte hatte mein Blut in die heftigſte Wallung gebracht, und ich zürnte beinahe eben ſo ſehr auf den feigen Dorfſchulzen, als auf den niederträchtigen Engländer. Ich kannte die Gewalt und das Anſehen der hinduiſchen Kottwals; ſie haben mehr Geſchäfte und eine größere Verantwortlichkeit, als gewöhnliche europäiſche Dorfſchulzen, aber weniger Einkommen. — Sie ſollen für die Ruhe und Sicherheit ihres Dorfes beſorgt ſeyn; ſie ſollen Seelenregiſter führen, und über die Untergebenen, wie ein Vater über ſeine Kinder wachen; ſie dürfen keine Geſchenke annehmen, noch ſich unerlaubte Vortheile zueignen; die ganze Polizei ihres Ortes iſt ihnen übertragen; ſie müſſen für die Vollziehung aller religiöſen und bürgerlichen Geſetze ſorgen, u. ſ. w. u. ſ. w., wozu ihnen dann auch die erforderliche Gewalt eingeräumt iſt; aber freilich gilt dieſes nur von den Kottwals, die unter hinduiſcher oder muhammedaniſcher Oberherrſchaft ſtehen; denn in den Gebieten und Ländern, welche unter dem Drucke der habſüchtigen Engländer ſchmachten, herrſcht keine ſolche Ordnung mehr, ſondern bloß Deſpotism und Tyrannei! — —

Ich reiſete weiter. Eine halbe Stunde von dem Dorfe Serligatta kamen wir auf einen hohen Hügel, von welchem herab wir in der Ferne das Meer erblickten, das wir aber bald wieder aus dem Geſichte verloren. Unſer Weg gieng eine Zeit lang über eine dürre, ſandige Haide, auf welcher wir nicht eine einzige Hütte, ſogar auch nicht einen einzigen Baum erblickten; wir fanden nur Geſträuche und Stauden, in deren Gebüſchen

ſich eine Menge Haſen, auch Schakalle (Goldfüchſe) aufhielten.

Wir eilten eine einzeln am Wege ſtehende Schultri zu erreichen, die uns einen ſichern Schutz gegen das fürchterliche Gewitter anbot, das im Begriffe war, über uns auszubrechen. Die Hitze war beinahe den ganzen Tag unerträglich, und die Luft ſchwül und trocken. Die Muskiten und andere Fliegen kamen aus ihren Hinterhalten in den Gebüſchen hervor, und fielen uns mit unbeſchreiblicher Wut an. — Der Himmel umwölkte ſich; Alles verkündigte ein ſchröckliches Ungewitter. Um demſelben zu entgehen, waren wir ſchon entſchloſſen, in das nächſte Dorf Narrekudreh, das wir erſt verlaſſen hatten, zurückzukehren; doch meine Kulis hofften noch die gedachte einzeln ſtehende Schultri vor dem Ausbruche des Gewitters zu erreichen; aber wir waren noch eine Viertelſtunde davon entfernt, als der ganze Himmel ſich plötzlich verfinſterte. Meine Träger liefen nun aus Leibeskräften der Herberge, die wir ſchon wahrnehmen konnten, mit mir entgegen, und kaum waren wir daſelbſt angelangt, ſo brach auch das Gewitter mit entſetzlicher Gewalt aus; es donnerte Schlag auf Schlag, und die Blitze leuchteten ſo blendend, daß man die Augen nicht ganz öffnen konnte.

Zum Glücke war die Herberge, in welche wir uns noch zu rechter Zeit flüchteten, mit einem doppelten Schirmdache, einem äußern und innern verſehen, und in zwei Kammern abgetheilt. Wir lagerten uns unter das

innere Schirmdach, wo wir noch Raum fanden, obgleich, nach meiner Schätzung, etwa ſechzig Reiſende, Weiber und Kinder mit eingerechnet, hier beiſammen waren. Wir befanden uns daher etwas eingeengt; doch herrſchte unter allen dieſen Leuten von verſchiedenen Kaſten und Völkerſchaften völlige Ruhe und Eintracht. Jeder ſuchte dem Andern ſo wenig als möglich im Wege oder läſtig zu ſeyn. Einer gab dem Andern nach. Jede Familie, auch manche einzelne Perſon kochte für ſich ihren Reiß zum Nachteſſen, ohne ſich mit der Andern abzugeben. Jeder ſpeiſete für ſich, und verzehrte ſeinen Avella (in der Hülſe geröſteten Reiß), oder Agappa (Reißkuchen), oder was er ſonſt hatte, in völliger Ruhe, ohne ſich um die Uebrigen zu bekümmern.

Was mich am meiſten wunderte, war, daß ich unter allen dieſen Leuten nicht eine einzige Perſon fand, welche einige Furcht vor dem Gewitter geäußert hätte. Allen war demnach ein Gefühl unbekannt, das ſo vielen gebildeten Europäern zur Schande gereicht. Die Kinder ſchliefen oder ſpielten, die Männer ſangen, laſen oder ſprachen mit einander; die Weiber und Mädchen ſtritten ſich, und kochten dabei das Eſſen. — Alle zeigten dieſelbe Ruhe und Munterkeit, als wenn es der ſchönſte Abend geweſen wäre.

Der ſtarke Marſch hatte meinen Reiſegefährte Huau ſo ſehr ermüdet, daß er ſich ſogleich nach dem Nachteſſen ſchlafen legte; ich wollte ihm darin nachfolgen; aber die fürchterlichen Donnerſchläge, das heftige Rauſchen des Regens und das verwirrte Geräuſch ſo vieler Menſchen, die

hier beiſammen waren, machten mir das Einſchlafen unmöglich. Ich richtete mich daher wieder auf, ſteckte eine Cigarre an, und ſuchte Jemand, mit welchem ich meine Langeweile durch Schwazzen vertreiben könnte. Ich erblickte einen Mohren oder Muhammedaner, der ganz allein ſaß, und ſeinen Betel kaute. — Ich winkte ihm und ſchenkte ihm ein Glas Arrak ein, nachdem ich das Glas zuerſt rein gemacht hatte. Er nahm es mit Höflichkeit *) an, wiewohl mit der linken Hand (welches in Indien eine Unhöflichkeit iſt); doch entſchuldigte er ſich deshalb ſogleich vollgültig; denn er hatte keine rechte Hand mehr; er hatte ſie als Sipai in der Schlacht bei Perambani verloren.

Ich war erfreut, Jemanden gefunden zu haben, welcher dieſer ſo wichtigen Schlacht perſönlich beigewohnt hatte, und erſuchte daher meinen neuen mohriſchen Freund, mir die Geſchichte derſelben zu erzählen, wozu er auch ſogleich bereit war.

Da der Bericht von dieſer Schlacht, welchen er mir auf dieſe Weiſe mittheilte, vollkommen mit den glaubwürdigſten der ſchon bekannten Beſchreibungen derſelben übereinſtimmt, ſo will ich ihn hier, mit einigen Erläuterungen und Zuſätzen verſehen, meinen Leſern unter meiner Bürgſchaft vorlegen.

*) Die Muhammedaner in Indien trinken durchaus keinen Wein, weil er im Koran ausdrücklich verboten iſt; aber da in dieſem heiligen Buche nichts vom Arrak, Branntwein und anderen ſolchen ſtarken Getränken ſteht, ſo halten ſie dieſe für erlaubt. D. Ü.

Achter Abſchnitt.

Die Schlacht von Perambani. — Der Kiſchna. — Die unerwartete Genugthuung. — Das Dorf Elletur. — Die engliſche Raub-Expedition. — Etwas über die Kriege und Beſitzungen der Europäer in Indien.

Zu Anfange des Kriegs zwiſchen den Engländern und dem Nabob von Mäſſur, Hyder Ali Khan Bahader, im Jahr 1780, kehrte der brittiſche Oberſtlieutenant Bailly mit 800 Mann europäiſcher Infanterie, 10 Bataillons Sipajen, einigen Artilleriſten und 15 Stück groben Geſchützes aus der Provinz Guntur zurück, die er ausgeplündert hatte, um ſich mit der Hauptarmee unter dem General-Major Sir Hector Munro, die nicht weit von Chengleput im Lager ſtand, wieder zu vereinigen.

Die ſchlimme Jahrszeit war bereits eingetreten; einige Flüſſe, über die der brittiſche Oberſtlieutenant ſetzen ſollte, waren ſchon ſehr angeſchwollen, wodurch ſein Marſch erſchwert und verzögert wurde; doch von dem Feinde ward er nicht beunruhigt; nur machten umherſchwärmende Kavallerie-Korps zuweilen einen Verſuch, ſeinen Nachtrab anzufallen. Ihr eigentlicher Zweck war aber, wie man in der Folge ſah, die Engländer zu beobachten, und von allen ihren Bewegungen dem Tippu Saheb Nachricht zu geben. Dieſer Sohn des Hyder Ali hatte ſich mit einem ſtarken Truppenkorps zwiſchen

die brittiſche Hauptarmee und das detaſchirte Korps des gedachten Oberſtlieutenants geſtellt, um dieſes letztere zu erwarten.

Sobald Oberſtlieutenant Bailly ſichere Kunde davon erhielt, machte er Halt; weil er ſich für zu ſchwach hielt, um dem Feinde die Spitze bieten zu können. Er ſchickte daher auf der Stelle verſchiedene Harkarrahs (Boten, auch Spione) an den General Munro ab, um denſelben von dem Vorhaben des Feindes zu benachrichtigen, ihm die gefährliche Lage anzuzeigen, in welcher er ſich damals befand, und ihn zu bitten, durch eine Bewegung vorwärts dem Feinde eine Diverſion zu machen, und ihm dadurch Gelegenheit zu geben, ſein detaſchirtes Korps mit der Hauptarmee zu vereinigen.

General Munro blieb deſſen ungeachtet, aus welchen Gründen, iſt nicht bekannt, unbeweglich in ſeinem Lager ſtehen, ohne ſich, wie es ſchien, um den Oberſtlieutenant Bailly viel zu bekümmern. — Erſt drei Tage nachher ſchickte er ihm den Oberſt Fletcher mit einer Kompagnie Kadetten, zwei Regimentern Bergſchotten und zwanzig Grenadier-Kompagnien von Sipajen zu Hülfe.

Dieſes Detaſchement kam nach einem großen Umwege, den es machen mußte, glücklich bei dem Korps von Bailly an, und dieſer hielt ſich nun für ſtark genug, um dem Tippu Saheb, falls dieſer ihn angreifen ſollte, Trotz bieten zu können. — Von dem Feinde war

jedoch noch nichts zu ſehen, als in der Ferne herum ſchwärmende leichte Reiter, welche aber die Engländer nie aus den Augen verloren. Die Britten machten ſich zum Kampfe gefaßt, und rückten immer vorwärts.

Am zweiten Tage ſeines Marſches kam das brittiſche Armeekorps ungefähr um 12 Uhr Mittags ſehr ermüdet in einem großen Walde, Namens Perambani an, durch den es ziehen mußte, und wo man auszuruhen gedachte. — Hier hatte Tippu Saheb einen Hinterhalt angelegt, der ſeine erwünſchte Wirkung that. — Denn Bailly, der nicht das Mindeſte davon vermuthete, zog mit ſeinen Truppen ganz unbeſorgt in dieſen Wald. Kaum befanden ſie ſich in der Mitte deſſelben, ſo wurden ſie in der Fronte und in den Flanken von drei verdeckten Batterien begrüßt, welche fürchterlich auf ſie feuerten. — Die brittiſchen Truppen liefen ſogleich Sturm auf eine derſelben, und eroberten ſie; aber das Feuer der beiden anderen wütete ſo ſchröcklich, daß ſie dieſelbe eiligſt wieder verlaſſen und ſich zu dem übrigen Korps zurückziehen mußten. Bald aber ſahen ſie ſich auf allen Seiten von den Feinden umzingelt. Nun blieb ihnen nichts anders mehr übrig, als ſich mannhaft zu wehren, und ſich wo möglich durch die Feinde hindurch zu ſchlagen. Es gelang ihnen auch, doch mit vieler Mühe und hartem Kampfe, aus dem Walde herauszukommen, in welchem die brittiſchen Truppen wegen des dichten Gebüſches nicht deployiren konnten; doch außerhalb des Waldes erblickten ſie nun das Lager der Mäſſurer vor ſich, und die Armee in Schlachtordnung, mit neuen Batterien, die auf ſie losdonnerten.

Bailly erſchrak nicht über dieſe drohende Gefahr; er nahm ſeine Maaßregeln darnach, und bildete aus ſeinem Armeekorps ſchnell ein Bataillon quarré, das an jeder Ecke Kanonen hatte, und ſo erwartete er die Angriffe des Feindes, um ſie mit Nachdruck abzuweiſen.

Nun ſtürmten die Märſuriſchen Reuter von allen Seiten auf die bewegliche Feſtung heran, und munterten einander mit wildem Geſchrei auf. Drei Male wiederholten ſie den Anfall, und jedes Mal wurden ſie gezwungen, mit großem Verluſte zurück zu weichen; denn aus mehreren tauſend Feuerſchlünden blitzte ihnen der Tod entgegen. Wütend wie ein vom Felſen zurückprallender Waldſtrom kehrten ſie geſchlagen zurück.

Inzwiſchen donnerte das grobe Geſchütz unaufhörlich auf die Märſuriſchen Haufen los, die ihnen aber hierin nichts ſchuldig blieben, und ihnen noch überdies unzählige Fougeitos oder Feuerpfeile *) zuſchickten. Mörderiſch

*) Dieſe Feuerpfeile, deren ſich die Hinduer im Kriege bedienen, ſind eiſerne Stangen von 8 bis 10 Fuß Länge und ungefähr 3 Zoll Dicke; an dem einen Ende derſelben iſt ein ſchwerer eiſerner Köcher oder Scheide mit Pulver gefüllt, welches durch ein kleines Loch in der Scheide oder Büchſe angezündet wird und dann fliegt die Stange mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit davon, dreht ſich immer im Kreiſe herum, und kann oft da, wo ſie niederfällt, 5 bis 6 Menſchen tödten oder gefährlich quetſchen. Es ſind beſondere Leute dazu abgerichtet, dieſe Feuerpfeile zu ſchleudern, zu deren Regierung viele Kraft und Geſchicklichkeit erfordert wird, um ihnen eine horizontale Richtung zu geben. D. B.

wüteten dieſe feurigen Wurfpfeile in den enggeſchloſſenen Gliedern des brittiſchen Heerhaufens; doch dieſer blieb, ungeachtet eine große Zahl fiel, wie eine unerſchütterliche Mauer Mann an Mann ſtehen, und bildete ein Bollwerk von Feuerröhren mit aufgeſteckten Bajonnetten.

So wurde lange gefochten. Beide Heerhaufen ſchwebten lange zwiſchen Furcht und Hoffnung; alle Anfälle der Mäſſuriſchen Reuterei wurden glücklich zurückgeſchlagen; aber dagegen war es auch dem Anführer Bailly unmöglich, das feindliche Heer zu durchbrechen; als mit Einem Male das Gefecht entſchieden wurde; ein Feuerpfeil fiel mitten in das Viereck, welches das brittiſche Korps bildete, traf einen Pulverwagen, und ſprengte dieſen nebſt noch drei andern in die Luft. Dieſer entſetzliche Unfall brachte die brittiſchen Truppen in Verwirrung; Beſtürzung und Schrecken bemächtigten ſich dieſer Krieger; die meiſten, welche die Urſache dieſer fürchterlichen Exploſion nicht kannten, glaubten, der Feind ſey ſchon mitten unter ſie eingedrungen. Viele dachten ſchon auf die Flucht und verließen ihren Poſten, und in den wogenden Gliedern entſtanden Oeffnungen. — Dieſes bemerkte der Sohn des Mäſſuriſchen Helden von dem Rükken des Elephanten herab, auf welchem er ſaß; er ſah den entſcheidenden Augenblick herangekommen, und befahl mit donnernder Stimme einen allgemeinen Angriff.

Schnell wie ein Blitz ſtürzten nun ſeine Reuter aufs neue mit geſenkten Speeren und wütendem Geſchreie auf die Britten los, deren Anführer eiligſt die Glieder wie-

der herzuſtellen ſuchten; aber dieſe Eile vermehrte nur die Verwirrung; mit ängſtlichem Zurufen rannten ſie hin und her, um Alles wieder in die vorige Ordnung zu bringen, und die feindliche Kavallerie mit den Bajonnetten abzutreiben! — Aber, es war leider ſchon zu ſpät! — Gleich einem Orkane ſtürmten nun die Mäſſuriſchen Reiter heran, und jezt gelang es ihnen, die Glieder des brittiſchen Heerhaufens zu durchbrechen, und von allen Seiten her zuſammen zu ſtürzen. Mit fürchterlichem Geſchreie kamen das Fußvolk und die übrigen Truppen des Tippu Saheb hinterdrein. Die Verwirrung ſtieg unter den Engländern aufs höchſte, und nun ward das unordentliche Gefecht allgemein, und ein entſezliches Gemezel begann. — Es war ein Grauſen erregender Anblick bei dieſem tobenden Gewirre und Mordgewühle! Ein Theil der brittiſchen Truppen ſuchte ſich aus dem Gedränge loszuwickeln und zu entkommen; ein andrer, die ſchottiſchen und bengaliſchen Truppen, Bailly an ihrer Spitze, fiengen verzweiflungsvoll von Neuem an zu fechten, und kämpften wie Raſende; ſie verbreiteten Schrecken und Tod um ſich her; aber ſie mußten unter der Uebermacht erliegen. — Bailly mit einigen Wenigen entgieng dem Tode und wurde kriegsgefangen; dieſes hatte er den franzöſiſchen Artilleriſten zu danken, die ſich bei Tippu Sahebs Armeekorps befanden, und es verhinderten, daß er mit den ihn umgebenden Offizieren und Soldaten niedergehauen wurde.

Das Schlachtfeld war mit Blut, mit Leichen und Verſtümmelten überdeckt. Der Verluſt der Engländer in

dieſem Treffen wird zu 2100 Europäern und 8000 Sipa-
jen angegeben, die alle zuſammen geſäbelt wurden. —
So endigte ſich dieſes erſte Gefecht zwiſchen den Kriegfüh-
renden Parteien!

General Munro befand ſich mit der Hauptarmee nur 7 engliſche (1¾ teutſche) Meilen von dem Kampfplatze entfernt. Sobald er Bailly's Niederlage durch Sipajen von deſſen Korps, die ſich mit der Flucht gerettet hatten, erfuhr, zog er ſich in ſo großer Eile 26 engliſche Meilen weit nach Chenglepur zurück, daß er ſeine Bagage, ja ſogar ſein grobes Geſchütz dahinten ließ, welches dann dem Feinde in die Hände fiel.

Würde damals Hyder Ali mit ſeiner Hauptarmee gegen Madras gezogen ſeyn, und hätte Tippu Saheb ſein Korps verſtärkt, und den General Munro in Chenglepur eingeſchloſſen, ſo würde Madras, in dem Zuſtande, in welchem es damals war, gewiß in ſeine Hände gefallen ſeyn, ehe Hülfe aus Bengalen hätte herbeikommen können. Dann würden die weißen Tyrannen von dieſer Küſte vertrieben worden ſeyn. — Welch' ein Glück für die Menſchheit in Indien; welch ein Ruhm für den Nabob, wenn er dieſe große That vollbracht hätte! — —

Mein Geſellſchafter endigte ſeine Erzählung; Mitternacht war vorüber, und das Gewitter wütete noch, das erſt ſpäter aufhörte. Ich legte mich nun zur Ruhe nieder; aber das Geräuſch der Reiſenden, die ſich vor Tage wieder auf den Weg begaben, weckte mich bald

aus meinem Schlafe auf. Nicht lange nachher wurden auch meine Leute wach, und wir reiſeten weiter.

Ein lieblich kühler Morgen bewillkommte uns. Der Staub war von den Baumblättern abgewaſchen; der Boden war hart; die Luft hatte ihre Federkraft wieder erhalten; die ganze Natur ſchien verjüngt zu ſeyn, und Alles hatte ein heiteres Anſehen.

Unſer Weg gieng durch eine hügelige, hie und da mit lichten Gruppen verſchiedener Bäume bewachſene Landſchaft, und aus den Gebüſchen wehte uns der ſüße Duft von Kalderablumen und anderen wohlriechenden Pflanzen entgegen.

Der Boden war ſo ſandig und trocken, wie wir bisher noch keinen geſehen hatten; doch verwandelte er ſich allmälich in eine fette ſchwarze Erde; ein ſicherer Beweis, daß wir uns nicht mehr weit vom Fluſſe Kiſchtna *) befanden. Die Landſchaft nahm, je näher wir demſelben kamen, eine anmuthigere Geſtalt an; wir ſahen jetzt angebaute Aecker, Gärten voll ſchöner Obſtbäume

*) Dieſer Fluß ſcheidet Golkonda von Karnatik; er entſpringt in dem bekannten Gebirge Ballegat (Gat) durchſtrömt die Provinzen Dekan (im engern Verſtande) und Viſiapur, bis er längs den Diamantengruben herabfällt; bei Anargundur vertheilt er ſich in drei Arme, die ſich einige Zeit nachher wieder in zwei vereinigen, deren ſüdlichſter und größter bei dem Dorfe Sippelur, und der andere bei Kallepillie ins Meer fällt.

D. V.

von allerlei Arten, Reiß- und andere Getraidefelder, auch zerſtreute Dörfer und Weiler.

Der Fluß, bei welchem wir bald ankamen, war ſchon weit in ſein Bette zurückgetreten, und durch die Sonnenhitze ſehr vermindert worden; wann aber in der Regenzeit die Waldſtröme von den Bergen herabſtürzen, und von allen Seiten her Waſſergüſſe dieſem Fluſſe zuſtrömen; dann ſchwillt er ſchnell und fürchterlich an; er tritt an vielen Orten aus ſeinen Ufern, und nimmt dann bei der großen Ueberſchwemmung des Landes umher, die Geſtalt eines Meeres an. — Da, wo der Fluß wegen der hohen Ufer nicht austreten kann, ſtrömen ſeine eingeengten Wogen mit fürchterlichem Ungeſtüme und äußerſter Schnelligkeit dahin. Oft muß man, beſonders wenn es ſtark geregnet hat, mehrere Tage warten, ehe man über dieſen Strom fahren kann. Dies war aber nicht der Fall, als wir an ſeinem Ufer anlangten. Wir paſſirten ihn gegen Kiſchtnapatnam über, wo der Fluß auch in der trockenen Jahreszeit mehr als 15 Fuß tiefes Waſſer hat *), ohne alle Schwierigkeit; doch mußten wir über eine halbe Stunde warten, ehe wir die nöthigen Fahrzeuge zum Ueberſchiffen erhalten konnten. Man bedient ſich nämlich zur Ueberfahrt der Reiſenden großer,

*) Hier widerſpricht Hr. Haafner unſeren Geographien und Charten; denn dieſen zu Folge liegt Kiſchtnapatnam am Fluſſe Kandeler und der Kiſchtna oder Kriſchna fließt viel weiter nördlich. — Ein Verſuch dieſes Räthſel zu löſen, kann hier nicht Raum finden, und muß auf eine andere Gelegenheit verſpart werden. E.

runder Körbe mit flachem Boden, die ringsum und unten mit Leder überzogen ſind. Sie haben gewöhnlich zwölf Fuß im Umfange; doch giebt es auch größere, welche 10 bis 12 Perſonen faſſen können, von welchen immer zwei den Korb mit Pagaien (Rudern) ſteuern und fortſtoßen müſſen. In ſolchen Körben darf man ſich, wie leicht zu erachten, nicht viel bewegen, um ſo mehr, da ſie allezeit im Kreiſe herum treiben. Palankine und Hakkaries (zweiräderige Fuhrwerke) werden in doppelten, d. h. mit Bretern an einander gefügten Sangaries oder ausgehöhlten Kokosſtämmen übergeführt.

Die Zeit ward mir hier bei dem Warten nicht zu lange; denn ich befand mich in einer wahrhaft paradieſiſchen Gegend, wo die anmuthigſten Ausſichten ſich vor meinen ſtaunenden Augen längs dem herrlichen Fluſſe hin ausbreiteten.— Still floß jetzt derſelbe in maleriſchſchönen Bogenkrümmungen dahin, und noch am Ende ſeiner weiten Laufbahn umſchlang er mit ſeinen blauen Armen die beholzten Inſeln, die ſich vor ſeinem Ausfluſſe befinden. Rechts und links, ſo weit man ſehen konnte, ſpiegelten ſich die ſchwankenden Kronen der Palmen und Kokosbäume in ſeinen Fluten, und weiterhin boten niedliche Wäldchen auf kleinen Hügeln dem Auge einen ſchönen Ruhepunkt an. — Das Rufen und Singen der Arbeiter jenſeits des Waſſers, die kreiſchenden Stimmen der Weiber, das Gebell der Hunde, das Blöken des Viehes, das in den Gebüſchen Schatten, und Waſſer um ſeinen Durſt zu löſchen ſuchte, ſchallte in verwirrten Tönen zu uns herüber.

Zu Kiſchtnapatnam traf ich meinen Bedienten Franciſko wieder, der ſchon um Mittag hier angekommen war. — Es war um vier Uhr und die Sonne ſtand noch hoch; dennoch beſchloß ich da zu bleiben, und für dieſen Tag nicht weiter zu reiſen; theils weil mir das ſchöne Dorf Kiſchtnapatnam ſo ungemein wohl gefiel, und ich nicht hoffen durfte, bald wieder einen ſo angenehmen Ort zu finden; theils um meinem Reiſegefährten Huau Zeit zu geben, auszuruhen, da ihn, wie ich ſah, das ungewohnte Gehen äußerſt ermüdete.

Dicht an dem Ufer, an welchem wir landeten, ſtand eine kleine Schultri, die ich, wegen ihrer ſchönen Lage, zu unſerer Nachtherberge erwählte, ob ſie gleich ſchon etwas baufällig war, und man mir ſagte, daß hier noch drei andere Schultris wären, worunter auch eine große und ſchöne aus der alten Zeit. Doch, die herrliche Ausſicht längs dem Fluſſe, die ich hier genoß, die Kühle, welche das Waſſer verbreitete, und das erfriſchende Lüftchen, das uns über den Fluß herüber entgegen wehte, verleiteten mich, der erſtgedachten kleinen Schultri den Vorzug zu geben. Es waren auch nur wenige Reiſende darin, nämlich einige Kaſchie-Kauris *) mit ihren gefüllten Töpfen, welche eine Seite dieſer Herberge in Beſitz genommen hatten; auf der andern lagerten wir uns, und die zwei übrigen waren wegen der Baufälligkeit dieſes Hauſes unbrauchbar.

*) Von welchen oben im vierten Abſchnitte ausführlich geſprochen worden iſt. E.

Der hinduiſchen Geſchichte zu Folge war Kiſchtnapatnam vor Zeiten die Haupt- und Reſidenzſtadt eines mächtigen Königs. Einige verſichern, ſie ſey von Kiſchtna erbaut worden, der auch ſelbſt einige Zeit hier reſidirt habe. Dem ſeye, wie ihm wolle, von ihrer alten Pracht und Herrlichkeit iſt nichts mehr übrig, als zwei alte Tempel und die vorgedachte große Schultri.

Das Dorf ſchien mir ſehr volkreich zu ſeyn; auch fanden wir darin Lebensmittel in Ueberfluß und um einen Spottpreiß. — Kaum hatten wir in der Schultri Platz genommen, als ein Paar Fiſcher (es befanden ſich ihrer mehrere mit ihren Kähnen auf dem Fluſſe) zu uns heranruderten, um ihren Fang uns zu Kaufe anzubieten. Ich kaufte Fiſche für unſer Nachteſſen und Franciſko bereitete ſie dann zu.

Inzwiſchen wollte ich, nach meiner Gewohnheit, einen Spaziergang in und um das Dorf machen, um deſſen Gebäude und andere Merkwürdigkeiten zu beſehen; aber ich blieb, als wir auf der andern Seite des Fluſſes einen Palankin ankommen ſahen, welcher auch ſogleich übergeſetzt wurde. — Ein junger engliſcher Offizier ſtieg ans Land, und einer meiner Kulis entdeckte mir ſogleich, daß er ihn für denſelben erkenne, der eine Stunde früher als wir von Maſulipatnam abgereiſet, und der tolle Urheber der Feuersbrunſt zu Serligatta ſey. — Wo er ſich inzwiſchen aufgehalten haben müſſe, konnten wir nicht errathen; denn wir hatten immer geglaubt, er ſey eine beträchtliche Strecke Weges vor uns hinaus.

Sein Anblick brachte mein Blut in Wallung, und ich konnte den Wunſch nicht unterdrücken, eine Gelegenheit zu finden, an ihn zu kommen, um ihn wegen ſeiner ſchlechten Aufführung zu Serligatta zu Rede zu ſtellen, und ihn zu einer Entſchädigung der Verunglückten zu nöthigen. Dieſe Gelegenheit bot ſich mir ſchneller dar, als ich gedacht hatte, und ich erreichte meinen Zweck über meine Erwartung.

Es war nämlich die ganze Seite der Schultri, wo wir uns gelagert hatten, frei, und ob ich gleich meinen Palankin unter das Obdach ſtellen ließ, ſo blieb doch noch Raum genug auf dieſer Seite für andre Reiſende übrig. — Sobald der gedachte Engländer ans Land geſtiegen war, kam er auf uns zu, und blieb vor der Schultri ſtehen. Nachdem er uns eine Weile ſtarr angeſehen hatte, fragte er uns endlich mit rauher Stimme: „Was für Landsleute ſeid ihr?“ — „Wir ſind Holländer!“ antwortete ich, und ſah ihn nicht an. — „Holländer!“ — hörte ich ihn halblaut murmeln — „Gott verdamme die Holländer!“ — Hierauf fuhr er in einem trotzigen gebieteriſchen Tone fort: „Laßt dieſen Palankin wegnehmen, und macht mir Platz!“ —

Wenn eine hinduiſche Familie, ja wenn nur ein einziger Hinduer mich um dieſe Gefälligkeit erſucht hätte, ſo würde ich ihm auf der Stelle willfahrt haben; doch mit dieſem unverſchämten Engländer, der uns mit ſo vielem Trotze und Verachtung begegnete, und auf welchen

ich ohnehin ſchon einen Zahn hatte, wollte ich durchaus nicht unter Einem Dache ſchlafen. — Ich antwortete ihm daher in einem ſchneidenden Tone und mit einer Miene voll Verachtung: „Der Palankin bleibt wo er iſt! „Ihr könnt Euch eine andre Stelle ſuchen; es ſind noch mehrere Schultris im Dorfe!“ —

Man hätte ihn in dieſem Augenblicke ſehen ſollen! Er zitterte vor Zorn; ohne ein Wort zu ſprechen, warf er wütende Blicke auf mich, und legte die Hand an den Degen; er ſchien im Begriffe zu ſeyn, auf mich loszuſtürzen. Aber meine unerſchrockene, trotzige Stellung, der Anblick meines Hirſchfängers, und der Gedanke, daß er es mit uns beiden zu thun bekommen würde, ſchienen ihn zurück zu halten. Er drehte ſich plötzlich um, ſchimpfte noch ein insolent fellow! (unverſchämter Flegel!) und verließ uns fluchend.

Nun erblickte er die Kaſchie-Kauris, welche die andere Seite der Schultri beſetzt hatten, und gerade jetzt mit ihrem Nachteſſen beſchäftigt waren. Mit donnernder Stimme rief er ihnen zu, und da er die Landesſprache nicht verſtand, gebot er ihnen durch Zeichen, ſich auf der Stelle von da wegzupacken. — Die guten Leute, welche dieſe Störung nicht erwarteten, ſchienen Anfangs nicht zu verſtehen, was er mit ihnen wollte. —

Da der brutale Engländer ſah, daß ſie Trotz ſeines gebieteriſchen Tones keine Bewegung machten, ihre Stelle zu verlaſſen, ſo zog er vom Leder, ſtürzte wie ein Raſen-

der auf ſie los, und hieb mit ſeinem Degen, ohne zu ſehen, wen er traf, blindlings auf ſie ein. — Ein Jammergeſchrei erhob ſich unter dieſen erſchrockenen und unbewaffneten Menſchen, beſonders da er ſein Möglichſtes that, um ihre heiligen Töpfe zu zerſchmeißen, oder zur Schultri hinauszuſtoßen. Mit einem entſetzlichen Geheulte warfen ſie ſich vor ihre Töpfe hin, um ſie zu beſchirmen; ſie deckten ſie mit ihren Leibern, und achteten der Hiebe nicht, die der raſende Engländer ihnen ſowohl mit der flachen Klinge, als mit der Schärfe des Degens beibrachte. Schon waren einige verwundet; ſchon floß das Blut von ihrem Rücken herab; es war ein gräßlicher Anblick! —

Länger konnte ich nun dieſem Unfuge nicht mehr zuſehen; ich konnte mich nicht mehr zurückhalten; außer mir vor Zorn ſtürzte ich nun mit entblößtem Hirſchfänger auf den Engländer los, und ſchrie ihm zu: „Elender, „halt ein, halt ein! Willſt Du auch dieſe armen Menſchen morden?“ — Der niederträchtige Wicht ſah mich auf ihn zukommen, und ehe ich ausgeredet hatte, war er mir auf dem Leibe, und wollte mir einen verrätheriſchen Stoß beibringen, der mich gewiß durchbohrt haben würde, wenn ich ihn nicht in Zeiten mit dem linken Arme abgewendet hätte; zu gleicher Zeit ſchlug ich ihm mit meinem Hirſchfänger den Degen aus der Hand. „Nehmt weg, „Franciſko; nehmt weg, Kapitän Huau!“ rief ich den Beiden zu, die inzwiſchen mir zu Hülfe herbeigekommen waren. Sie nahmen den Degen weg, und ich ſetzte hinzu: „Laßt mich jetzt nur machen; ich will ſchon „allein mit ihm fertig werden!“ —

Ohne darauf zu achten, daß er nun unbewaffnet war, und ich noch meinen Hirſchfänger in der Hand hielt, gieng der tolle Engländer jetzt mit geballten Fäuſten auf mich los, als wollte er mit mir boxen. Ich ließ ihn ohne Furcht anlaufen, trat einige Schritte zurück, warf meinen Hirſchfänger weg, erſah meinen Vortheil, unterlief ihn, packte ihn bei den Beinen, und warf ihn mit ſolcher Gewalt auf das Eſtrich hin, daß ich dachte, er hätte ſich den Hirnſchädel an einem Pfeiler des Gebäudes zerſchmettert. Auf dieſe Art zu kämpfen war er ſicher nicht gefaßt! — Hingeriſſen von Zorn und Wut warf ich mich in dem Augenblicke auf ihn, gab ihm einige Fauſtſchläge ins Geſicht, und rief meinem Freunde Huau in engliſcher Sprache zu: „Geben Sie mir eiligſt Stricke her, „ich will den Schurken binden; er iſt ein Mörder und „Mordbrenner; wir wollen ihn gefangen nach Madras „führen!"

Der Engländer ſchien von dieſen Worten, wie vom Donner getroffen. Er machte keine Bewegung mehr, um ſich von mir loszureißen, ſondern ſchrie höchſt erſchrokken: „Um Gottes Willen, Herr, thun Sie das nicht; „laſſen Sie mich aufſtehen; ich gebe Ihnen mein Ehren„wort, daß ich Friede halten, und die Schwarzen entſchä„digen will!" —

Ich ließ ihn hierauf los, er ſtand auf, und wir umringten ihn. — „Mein Herr!" (ſagte er ganz verlegen zu mir) „ich habe dieſen Leuten eine Vergütung verſpro„chen, und ich werde Wort halten; aber war es recht,

„war es brav, daß Sie einen Europäer, einen engliſchen „Offizier wegen eines Trupps ſolcher ſchwarzen Hunde „anfielen, und auf eine ſo unwürdige Art mißhan„delten?“ —

„Was ſchwatzen Sie von Hunden? (antwortete ich hitzig.)“ Dieſe Leute, die Sie ſo ſehr verachten, be„ſitzen gewiß mehr Gefühl und Tugend, als Sie, ob „ſie gleich ſchwarz ſind! Was haben Ihnen die armen „Leute gethan, über die Sie ſo wütend mit dem Degen „herfielen, und deren Töpfe Sie zerſchmeißen wollten? „Wiſſen Sie auch, daß ſich in denſelben Waſſer befin„det, das dieſe Pilger über 500 Meilen weit herbeige„holt haben? — Es iſt nicht mehr als billig, daß Sie „ihnen eine Entſchädigung für ihren Schrecken, ihre „Schmerzen und ihre Wunden geben; aber Sie müſ„ſen auch den Mann entſchädigen, deſſen Frau Sie in „den Kindsnöthen den Tod zugezogen haben, als Sie „aus Muthwillen das Dörfchen in Brand ſchoſſen!“ —

Er gab mir keine Antwort darauf, zuckte die Achſeln und ſagte bloß: „Es thut mir leid; ich will Al„les bezahlen; beſtimmen Sie nur, wie viel?“ —

Ich ärgerte mich über die empörende Gefühlloſigkeit dieſes engliſchen Offiziers, und ohne Hoffnung, eine hinreichende Summe von ihm zu erhalten, forderte ich dennoch fünf und dreißig Pagoden von ihm, nämlich zehen für die Kaſchie-Kauris, zehen für den Mann, deſſen Frau in den Geburtsſchmerzen geſtorben

war, und für jeden Beſitzer der drei zu Serligatta abgebrannten Hütten fünfe. — Ohne ein Wort darüber zu ſagen — ich hatte ein großes Geſchrei über die ſtarke Forderung, und ſtatt der Zahlung Flüche von ihm erwartet — gieng er zu ſeinem Palankin, öffnete ein Käſtchen, und brachte mir, zu meinem und des Kapitäns Huau größtem Erſtaunen, ſtatt der 35 verlangten, 45 dreibildige Pagoden! *) —

Dieſe unerwartete Freigebigkeit rührte mich, und würde mich ganz wieder mit ihm ausgeſöhnt haben, wenn er auch nur im Mindeſten einiges Mitleiden mit den von ihm mißhandelten Menſchen geäußert hätte. So aber verlor ſeine Gabe in meinen Augen allen Werth; doch freute ſie mich, weil ich dadurch in den Stand geſetzt wurde, den armen Hinduern ihren Schmerz und Verluſt einiger Maaßen zu vergüten. — Der engliſche Offizier verlangte ſodann ſeinen Degen zurück, den ihm auch Kapt. Huau ſogleich überreichte; er verſicherte uns nochmals, daß alles Geſchehene ihm leid ſey, ſtieg in ſeinen Palankin, rief uns noch ein Lebewohl zu, und zog ab, als ob nichts vorgefallen wäre. — Was für wunderliche Leute giebt es doch unter den Engländern!

Das Jammergeſchrei der Kaſchie-Kauris und unſer Gefecht hatte beinahe alle Einwohner des Dorfes

*) Pagoden ſind indiſche Goldmünzen, deren es mehrere Gattungen von verſchiedenem Werthe giebt. Die Pagode mit drei Bildern iſt eine der geſchätzteſten, und gilt ungefähr 2½ Rthlr. ſächſ. C.

herbeigezogen, die in größter Angſt und Beſtürzung einem für ſie ſo neuen Schauſpiele aus der Ferne zuſahen.

Kaum aber war der engliſche Offizier abgezogen, als die ganze Menge näher herbei kam. Die Kaſchie-Kauris machten mir nun tiefe Bücklinge und ſtatteten mir für meinen Schutz ihren Dank ab. Ich theilte die für ſie beſtimmten zehen Pagoden unter diejenigen aus, welche geſchlagen und verwundet worden waren. Die armen Leute weinten darüber aus Freude! — Der Tollkopf hatte abſcheulich unter ſie eingehauen; einige hatten tiefe blutige Striemen auf dem Rücken und auf den Schultern; Einer hatte ſogar einen Stich in den Arm erhalten.

Nun fragte ich nach dem Kottwal (Schulzen) des Dorfes; er war unter den Zuſchauern, und kam ſogleich zu mir. Ich erzählte ihm den Vorfall zu Serligatta, gab ihm 15 Pagoden für die drei abgebrannten Hütten und 20 für den Mann, deſſen Frau bei dem Brande um's Leben gekommen war — gewiß ein elender Erſatz! — und bat ihn, dieſes Geld auf der Stelle durch einen vertrauten Mann an den Kottwal von Serligatta abzuſenden.

Ohne mich weiter von den Dankſagungen und Lobſprüchen, womit die Kaſchie-Kauris ſowohl, als die ſämmtlichen Einwohner des Dorfes mich überhäuften, aufhalten zu laſſen, gieng ich nun mit Kapt. Huau in die Schuitri zurück, um ein Gläschen auf den Schrecken zu trinken. — Dieſer Freund geſtand mir, daß er befürchte, dieſer Vorfall möchte verdrüßliche Folgen für

mich haben, indem der junge Engländer wohl ſuchen werde, auf irgend eine Weiſe ſich an mir zu rächen. Ich ſah dies bei kälterem Blute ſelbſt ein. Doch, wie hätte ich ſollen gleichgültiger Zuſchauer bleiben, da der Mordbrenner, der ſchon zu Serligatta ſo viel Unheil geſtiftet hatte, die armen Kaſchie-Kauris mißhandelte und zu morden drohte, ja ſie ſchon ſehr unglücklich gemacht hätte, wenn er, wie es ſeine Abſicht war, nur ihre Töpfe zerſchmiſſen, und auf dieſe Weiſe ſie der Früchte ihrer großen Mühſeligkeiten beraubt hätte! — Nein, ich wäre ein feiger Schurke geweſen, wenn ich dieſes zugelaſſen hätte!

Während ich mich noch mit meinem Reiſegefährten über dieſen Vorfall beſprach, hörten wir Muſik, und bald darauf ſahen wir einen Trupp Tänzerinnen heran kommen; der Kottwal war an ihrer Spitze, und zwei Männer, welche Körbe trugen, begleiteten ihn; eine Menge Einwohner des Dorfes folgte nach; ſo näherte ſich der Zug der Schultri. — Der Dorfſchulze trat nun zu mir, ſetzte die beiden Körbe, die mit Obſt und Backwerk angefüllt waren, zu meinen Füßen hin, und ſprach: „Empfangen Sie, mein Herr, dieſes geringe „Geſchenk, das ich Ihnen im Namen aller Einwohner „dieſes Dorfes zum Beweiſe ihrer Dankbarkeit für „die den Kaſchie-Kauris erwieſene Menſchen„liebe und den ihnen gegebenen Schutz überbringe!" — Hierauf überreichte die erſte Tänzerin mir einen Blumenkranz und meinem Gefährten einen Strauß. Dann ſangen die Mädchen ein Lied zu meinem Lobe, worin

ſie meine Menſchenliebe, meinen Muth und was ſonſt noch weiter herrlich prieſen und mit allem orientaliſchen Schwulſte meine bewieſene Tapferkeit mit den Heldenthaten des hinduiſchen Kriegsgottes Kartiek verglichen.

Nachdem ſie ungefähr eine Stunde getanzt hatten, dankte ich ihnen und beurlaubte ſie, indem ich der erſten Tänzerin, dem Gebrauch zu Folge, das beſtimmte Geſchenk anbot; aber die Tänzerinnen weigerten ſich alle einmüthig, Etwas von mir anzunehmen; ſie ſangen hierauf noch ein ſehr artiges Abſchiedslied, wünſchten mir in Namen des ganzen Dorfes Glück und Wohlergehen, und zogen dann ab.

Dieſes beſtätigt den Erfahrungsſatz, daß man ſich nicht beſſer der Freundſchaft und Gewogenheit der Menſchen verſichern kann, als wenn man Achtung für ihre religiöſen Meinungen bezeugt, und, wenn es die Noth erfordert, ſelbſt ihre gottesdienſtlichen Ceremonieen mit dem Schwerte vertheidigt. — Hieraus ſowohl, als aus dem Umſtande, daß es noch nie erhört worden war, daß ein Europäer ſich zum Vertheidiger hinduiſcher Religionsgebräuche gegen einen andern Europäer aufgeworfen, und dabei ſogar ſein Leben aufs Spiel geſetzt habe, läßt ſich die Hochſchätzung erklären, welche mir die Hinduer nach jener That bewieſen.

Nachdem die Devedaſchies ſich entfernt hatten, blieb ich mit dem Kapt. Huau noch eine gute Weile bei dem Punſchnapfe, unſerm gewöhnlichen Abendgeſellſchaf-

ter, ſitzen; endlich begab ſich mein Gefährte zur Ruhe; ich aber konnte noch nicht ſchlafen; die Geſchichte des verfloſſenen Tages gieng mir noch immer im Kopfe herum; überdies war der Abend ganz entzückend ſchön, ſo daß ich ihn nicht ungenoſſen vorbeigehen laſſen konnte. Ich ſteckte daher eine Cigarre an und ſetzte mich auf eine Klippe am Ufer, von wo aus ich bei dem hellen, glanzreichen Scheine des Vollmondes den Fluß überſehen konnte. — Ein herrliches Nachtſchauſpiel! —

Eine tiefe Stille hatte ſich über die ganze Landſchaft ausgebreitet. — Alles ſchien den Schlaf der Natur zu ehren. Nur zuweilen hörte man das Geheul der Schakals, das über das Waſſer herüber ſchallte, und das gellende Geſchrei der Mienkurwies *), die einander antworteten. —

Die dichten Gebüſche, die hohen Bäume mit ihren ſchwarzen Schatten; die ſüße, mit Wohlgerüchen angefüllte Abendluft; das ſanfte Gemurmel und Geplätſcher der Wogen, die an das Ufer anſchlugen; die

*) Dies ſind Vögel von der Größe eines Staares, welche ſehr helle Stimmen haben. Man hört ſie gewöhnlich bei Nacht, wo ſie einander zuzurufen ſcheinen; ihre Stimme iſt jedoch angenehm. Sie halten ſich auf den überhängenden Zweigen der Bäume an Flüſſen und Teichen auf, um auf kleine vorbeiſchwimmende Fiſche zu lauern. Das Gefieder dieſer Vögel iſt ſehr ſchön und von allerlei Farben; ihr Schnabel iſt krumm, wie bei den Papagaien.

D. V.

Strahlen des Mondes, welche auf dem Waſſer ſich wiederſpiegelten; die Sterne, welche an dem Himmelsgewölbe ſchimmerten; alle dieſe Gegenſtände erfüllten meine Seele mit ſüßer Wonne.

Es wurde Mitternacht, ehe ich mich in meinen Palankin zur Ruhe legte. Mein Schlaf war unruhig; verdrüßliche Träume quälten mich. Der Tag brach ſo eben an, als ich aufwachte. Ich befahl dem Francisko Kaffee zu kochen, wickelte bloß ein Tuch um den Mitteleib und gieng, mich an einer Stelle im Fluſſe zu baden, wo ſchon zu demſelben Ende eine große Zahl von den Dorfbewohnern, Männer, Weiber und Mädchen verſammelt waren. Die guten Leute hatten mich wegen des Vorfalls am Tage vorher ſo lieb gewonnen, daß ſie mir alle ein herzliches Salam-aya zum Morgengruſſe entgegen riefen, und mich fragten, wie ich mich befände; ja ſelbſt die Frauensperſonen, die ſich ſonſt ſo ſehr vor den Europäern ſcheuen und ſie fürchten, waren eben ſo freundlich, badeten in meiner Nachbarſchaft und äußerten nicht die mindeſte Beſorgniß oder Furcht.

Ganz erfriſcht und erquickt ſtieg ich aus dem Waſſer. In der Zwiſchenzeit waren meine Kulis und auch Kapitän Huau aufgeſtanden. Wir tranken eiligſt unſern Kaffee, und gerade als wir abziehen wollten, kam der Dorfſchulze und brachte mir einen Ola oder Brief von dem Kottwal von Serligatta, worin derſelbe mir auf das herzlichſte für die überſandten Goldſtücke dankte. Wir zogen nun ab.

Ungefähr anderthalb Meilen von Kiſchtnapatnam liegt das Dorf Elletur, wo wir Halt machen und frühſtücken wollten. Es lag zwar außer unſerm Wege; aber die Neugierde verleitete mich, es aufzuſuchen; denn meine Leute hatten mir geſagt, daß ſich daſelbſt verſchiedene alte Gebäude befänden, worunter auch ein großer, ſchöner, der Mariatale *), Göttin der Kinderpocken, geweihter Tempel war.

Ich hatte nämlich meinen Kulis ſtrenge befohlen, durch kein Dorf zu ziehen, oder keines vorbeizugehen, ohne mir es vorher angezeigt zu haben, wenn ſich ein altes Denkmal oder Gebäude, oder ſonſt eine Merkwürdigkeit darin befände.

Das Land, durch welches wir nun reiſeten, beſtand meiſt aus unüberſehbaren Reiß- und Getraidefeldern. Hie und da erhoben ſich grüne Hügel mit Palm- und Kokoswäldchen bekrönt, gleich Inſeln aus dem wogenden Halmenmeere.

Wir kamen über das Flüßchen Mietaar, deſſen beide Ufer dicht mit hohem Schilfe beſetzt ſind, in welchem eine unzählige Menge von wilden Enten, Tauchern und anderen Waſſervögeln ihre ſichere Wohnung aufgeſchlagen hatten.

*) Sie wird auch Boſchantaranie und Ganga genannt und iſt eine der vornehmſten Gottheiten der Parias; aber die höheren Kaſten verabſcheuen ihren Dienſt.

Als wir zu Elletur ankamen, fanden wir das Dorf beinahe ganz verlaſſen. Viele Hütten ſtanden leer und zerfielen; überall herrſchte Todesſtille! — Die Kinderpocken hatten hier, wie man uns ſagte, gewütet, eine Menge Menſchen weggerafft, und die meiſten der übrigen Einwohner genöthigt, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Dieſe Flüchtlinge erwartete man mit jedem Tage zurück, da nun die Seuche gänzlich aufgehört hatte.

Ich drückte meine Verwunderung darüber aus, daß die Kinderpocken ſo ſchröcklich an einem Orte gewütet haben ſollten, wo doch der Göttin derſelben ein ſchöner Tempel errichtet iſt und große Verehrung erwieſen wird. Man belehrte mich aber, daß dies daher rühre, weil man die Göttin dadurch erzürnt habe, daß die Einwohner aus Mangel an Geld das ihr geheiligte gewöhnliche Feſt das letzte Mal nicht feiern konnten.

Kindiſche Menſchen, müßt ihr denn alles Unglück, das euch trifft, immer nur einer erzürnten Gottheit zuſchreiben? — Dieſe Begriffe ſind jedoch allen unaufgeklärten Völkern eigen. Gleich allen anderen Abgöttern der alten und neuen Zeit haben auch die Gottheiten der Hinduer, ſowohl die unteren, als oberen, alle menſchliche Leidenſchaften an ſich; nur allein Brrma (Bruma), das höchſte, ewige, ungeſchaffene Weſen, von allen Leidenſchaften und Schwachheiten frei, iſt nur allein gut und wohlwollend gegen ſeine Geſchöpfe; da hingegen andere Gottheiten der Hinduer,

wie z. B. die genannte Mariatale, ferner Borſchiok, Schonio und andere, die Menſchen ſtrafen, und ihnen Uebels zufügen. — —

Es war um neun Uhr, als wir dieſes Dorf verließen. Unſer Weg gieng über einen ſtets abwechſelnden Boden; dann kamen wir auf eine ſparſam mit Geſtrüppe bewachſene Heide, auf welcher eine Menge Schakals hin und her liefen; einige kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und gafften uns dreiſt an. Nachher zogen wir lange durch Strecken Landes, die mit düſteren Wäldern und hohen, dichtbelaubten Palmen bedeckt waren.

Schon ſeit einiger Zeit hatten wir Alle ein ſeltſames Geräuſch, gleich dem Heulen des Windes oder dem Toſen der Meereswogen, in der Luft gehört. Wir konnten nicht begreifen, was das ſey? — Es ſchien, als ob es von der anderen Seite eines dicht verwachſenen Waldes herkomme, längs welchem wir hinzogen. — Endlich konnten wir Menſchenſtimmen unterſcheiden. Wir glaubten nun, es ſeyen Fakirs oder andere Pilger, die oft in großen Haufen mit einander wallfahrten. Bald aber ſahen wir zu unſerm größten Erſtaunen, als wir an das Ende des Waldes gekommen waren und den Weg einſchlugen, der an demſelben hinlief, einen Heerhaufen von einigen Tauſend Sipajen vor uns, die ſich zu beiden Seiten des Weges gelagert hatten, um auszuruhen und zu Mittag zu eſſen.

Nun war es zu ſpät, dieſen Leuten auszuweichen; denn ſie hatten uns ſchon geſehen; ſonſt würde ich umge=

kehrt ſeyn, oder einen Umweg genommen haben; mir war nicht wohl bei der Sache; wie leicht konnte der von mir gezüchtigte Offizier dabei ſeyn — die Sipajen werden ja von engliſchen Offizieren angeführt — und dieſe Gelegenheit benutzen, um unter irgend einem Vorwande aus Rache mich gefangen nehmen zu laſſen. Kapitän Huau theilte meine Beſorgniſſe mit mir. An eine Flucht war jetzt nicht mehr zu denken. Ich zog daher in banger Erwartung, mich meinem Schickſale überlaſſend, fort. Wir kamen glücklich hindurch, und ſchon freute ich mich meiner Rettung, als Kapitän Huau mir ängſtlich zurief, es komme ein Reuter hinter uns hergeſprengt. Ich konnte ihm nicht entlaufen; er holte uns bald ein, und wir kamen auch dies Mal mit dem bloßen Schrecken davon. Es war ein engliſcher Offizier, der mich höflich grüßte, und mich im Namen des Generals Clinton fragte, ob ich von Maſulipatnam komme, und ob der neue engliſche Gouverneur *) bereits daſelbſt angelangt ſey, oder wann man ihn erwarte? Da ich ihm hierauf antwortete, daß ich zwar von Maſulipatnam komme, wo der neue Gouverneur bei meiner Abreiſe noch nicht angekommen ſey, aber nicht gehört habe, auf welche Zeit man ihn erwarte; auch ſey er mir nicht begegnet — ſo ſagte er mir Lebewohl und ritt in vollem Galopp zurück.

Mein Reiſegefährte war eben ſo erfreut als ich, daß wir ſo ungehudelt durchgekommen waren. Doch da ich

*) Der alte Gouverneur Michelſon war drei Wochen vor meiner Abreiſe von Maſulipatnam geſtorben.
D. V.

befürchtete, es möchte dem General etwa beifallen, mich zurückholen zu laſſen, um mich weiter auszufragen, oder mir einen Brief nach Madras mitzugeben, ſo trieb ich meine Kulis an, ſchnell vorwärts zu gehen, und bald verloren wir das Lager aus dem Geſichte.

Es war um Ein Uhr Nachmittags, als wir in dem großen und volkreichen Dorfe Pampetu anlangten, das mit Betelpflanzungen, Obſtgärten, Tamarinden und Arekanußbäumen angefüllt und umgeben iſt. Aber deſto ſchlechter war hier der Markt beſtellt; zu eſſen war nichts zu finden, weil die vorgedachten Truppen erſt dieſen Morgen hier durchgezogen waren und alle vorhandene Lebensmittel — nicht aufgekauft — ſondern mit Gewalt weggenommen hatten, ſo daß die Einwohner nun ſelbſt Noth litten; doch waren ſie noch ſo glücklich geweſen, ihr Vieh zu retten, indem ſie es in Zeiten aus dem Wege und dieſer Räuberbande aus den Augen geſchafft hatten.

Hier erfuhr ich erſt, woher das gedachte Armeekorps komme, und wohin es ſeinen Zug richte. Einige wegen Krankheit zurückgebliebene Sipajen, welche nach Madras zurückkehrten und welche ich in der Schultri traf, erzählten mir, daß die Engländer mit dieſem Heerhaufen die Stadt Nelur überfallen, erobert und ausgeplündert hätten, wobei viele Einwohner nebſt ihrem Radſcha (Fürſten) ums Leben gekommen wären; und jetzt ſeyen ſie im Begriffe, dem Radſcha von Mongletur einen Beſuch abzuſtatten, dem ſie wahrſcheinlich nicht beſſer mitſpielen würden.

Der arme Radſcha von Mongletur! Erſt kürzlich war ich durch ſeine Reſidenz gekommen. Gewiß hatte er damals noch keine Ahnung von dem, was ihm und ſeinen armen Unterthanen in wenigen Tagen begegnen würde.

Ein ſolches Leben führen die engliſchen Tyrannen in Indien! Sie ſehen die Staaten der indiſchen Fürſten als ihr Eigenthum an und betrachten die Völker, die ſie bewohnen, als ihre Sklaven. Sie überlaſſen ſich der Raub- und Verwüſtungsſucht, und allen Zügelloſigkeiten einer willkürlichen Obergewalt.

Wie ſehr verändern ſich die Zeiten! Wie ganz verſchieden iſt jetzt der Zuſtand der Engländer in Indien von dem im J. 1583, zu welcher Zeit ſie unter des hinduſtaniſchen oder moguliſchen Kaiſers Akbars Regierung ihre erſten Handelsgeſchäfte in dieſem Lande begannen! — Doch ſchon frühe offenbarte ſich auch hier ihr unruhiger Geiſt und ihre unerſättliche Habſucht; denn zwei Jahre nachher (im J. 1585) unter der Verwaltung ihres Direktors John Child in ihrer Faktorei zu Bombai, geriethen ſie bereits durch die Tyrannei und Ungerechtigkeiten, welche ſie an den Landeseingebornen ausübten, in Zwiſt und Krieg mit denſelben.

Aber dieſe ihre erſten Verſuche waren nicht glücklich. Bombai wurde erobert, und die Engländer, die man darin fand, wurden mit Ketten um den Hals gefeſſelt.

Dieſer unglückliche Ausgang nöthigte die Engländer einige Jahre nachher den damaligen Beherrſcher von

Hinduſtan, den Kaiſer Aureng Saheb um Verzeihung zu bitten. Zu dieſem Ende ſchickten ſie zwei Faktoren von Surate unter dem Titel Großbrittanniſcher Geſandter nach Delhi ab. — Der Kaiſer wollte ſie nicht ſehen, indem er ſagte, die Engländer ſeyen keine civiliſirte Nation, ſondern ein Haufen europäiſches Räubergeſindel. — Nur mit vieler Mühe gelang es ihnen endlich eine Audienz zu erbetteln, zu welcher ſie aber auf eine für Abgeſandte ganz neue Weiſe eingeführt wurden. Nämlich man band ihnen mit Gürteln die Hände vorne zuſammen, und vor dem Kaiſer mußten ſie auf den Angeſichtern liegen. Dieſer fuhr ſie hart an, gab ihnen derbe Verweiſe, und fragte ſodann, was ſie verlangten? — Sie antworteten: Sie wollten ihr Verbrechen bekennen und um Vergebung deſſelben bitten. Sie geſtanden, daß ſie durch ihr Betragen verdient hätten, die ihnen bewilligten Privilegien zu verlieren, flehten aber um Gnade, und baten, ihnen dieſelben huldreichſt zu erneuern.

Aureng-Saheb ließ ſich durch ihr Flehen und ihre Unterwürfigkeit erweichen, und geſtand ihnen ihr Geſuch zu, nachdem er ſie ernſtlich ermahnt, ſeine Unterthanen nicht mehr zu bedrücken, und die Drohung beigefügt hatte, daß er ſie bei der erſten Klage dieſer Art, die zu ſeinen Ohren käme, vor die Füße ſeiner Elephanten werfen laſſen wolle! —

Welch' ein Abſtand zwiſchen dieſer demüthigen Unterwerfung und dem beleidigenden Trotze und Ueber-

muthe, womit die Engländer jetzt ihre verhaßte Herrſchaft über dieſe Länder führen. Sie haben nun keinen Akbar und keinen Aureng-Saheb mehr zu fürchten; darum hat ihre Vermeſſenheit nun auch den höchſten Grad erreicht, und ſie ſchämen ſich nicht, die niederträchtigſten, ſchändlichſten Mittel zu gebrauchen, um die unglücklichen Einwohner auszuplündern, und bis auf die Knochen auszuſaugen. *) —

Wollen ſich nun die Engländer in Indien ſchnell und mit Einem Male reich ſtehlen, wozu ihnen die gewöhnliche Art, die Landeseinwohner mit Auflagen, Geldſtrafen, Konfiskationen u. ſ. w. niederzudrükken, zu langſam dünkt, ſo überziehen ſie, unter dem armſeligſten Vorwande, dieſen oder jenen indiſchen Fürſten mit Kriege, den ſie demſelben aber nicht vorher ankündigen, ſondern ſie fallen, nach ihrer gewöhnlichen verrätheriſchen Weiſe, unter den heiligſten Betheurungen ihrer Freundſchaft unverſehens über ihn her, ermorden ſeine Unterthanen, bemächtigen ſich ſeiner Schätze und plündern ſein Land rein aus.

*) Unſer Verf. ſpricht hart, aber wahr; jeder biedere Altbritte geſteht es ein, daß ſeine ausgearteten Brüder in Indien ſchändlich wirthſchaften. Die Sache liegt am Tage. Legoux de Flaix ſagt ſehr wahr: „Die Engländer behandeln ihre Beſitzungen in Indien, als ob „ſie zum voraus wüßten, daß ihre dortige Herrſchaft bald „ein Ende nehmen würde; denn ſie richten ſie zu Grunde.“
E.

Iſt aber der Fürſt auf ſeiner Hut, und wider Erwartung mächtig genug, um einen ſolchen Anfall abzutreiben, ſo ſchreibt man nach Europa um Hülfe. Dabei geſtehen die Engländer nie, daß ſie die erſten Angreifer waren, ſondern ſie ſind beleidigt, und wider ihren Willen zu dem Kriege gezwungen worden. — Der Fürſt, den ſie ſeines Eigenthums berauben wollen, iſt dann ein Rebell, er hat den geſchloſſenen Vertrag gebrochen; man iſt vor ſeinen verrätheriſchen Anſchlägen nicht ſicher u. ſ. w. Das Intereſſe der engliſch-oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft und die Sicherheit ihrer Beſitzungen war höchſtens gefährdet, und nachdem man vergebens alle Mittel der Güte und Billigkeit erſchöpft hatte, um die Sache friedlich auszugleichen, ſah man ſich endlich genöthigt, den Tyrannen zu bekriegen. — Solche heilloſe Lügen und Erdichtungen werden dann ausgebreitet, um Europa, das zu entfernt iſt, als daß es den wahren Grund einſehen könnte, damit zu betrügen, und die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten, die in Indien mit frecher Stirne begangen werden, zu bemänteln.

In Europa wird man nun natürlicher Weiſe ſehr darüber entrüſtet, daß ſolche kleine ſchwarze Könige ſich unterſtehen, ſich gegen Weiße, gegen Europäer, gegen ihre Herren und Meiſter aufzulehnen! Man ſchickt zur Unterſtützung der beleidigten und gequälten Diener, wenn es nöthig iſt, Truppen, ja ſogar Kriegsflotten ab, damit ſie deſto leichter die Rebellen zur Ruhe und Ordnung bringen können. — Man unterſucht aber nicht, ob die-

ſer Krieg auch rechtmäßig iſt; denn an ſeiner Rechtmäßigkeit ſcheint man nicht im Mindeſten zu zweifeln. —

Auf dieſe Weiſe wird dann ein freies, unabhängiges Volk, oder ein treuer Bundsgenoſſe unterjocht, und die Herren Diener der Geſellſchaft plündern ſich mit Einem Male reich! — Dieſe Herren ſtecken dann auch noch immer drei Viertheile von den Kriegskoſten, die man der Geſellſchaft anrechnet, und die man ihr ganz unnöthiger Weiſe verurſacht und zu erſtaunlichen Summen hinaufgetrieben hat, in ihre Taſchen. Dafür erhält dieſelbe auch ein Inſelchen oder ein Stückchen Landes, als einen Zuſatz zu ihren Beſitzungen, der ihr gar oft mehr zur Laſt, als zum Vortheile gereicht.

Daß der Herr Gouverneur oder Oberbefehlshaber, der dieſen Krieg ſo glücklich und glorreich beendigt hat, dann noch obendrein mit Dankſagungen und Geſchenken überhäuft wird, weil er ſich mit ſo vielem Muthe, mit ſo vieler Klugheit und Treue des Intereſſe's der Geſellſchaft angenommen hat — verſteht ſich von ſelbſt! —

Durch dieſe und ähnliche Mittel und Ränke haben ſich die Europäer in Indien ein ungeheures Gebiete zu verſchaffen gewußt. Doch damit ſind ſie noch nicht zufrieden; ſie ſuchen, vom Golddurſte getrieben, die entlegenſten Winkel der Erde auf, um neue Beute für ihre Habſucht zu entdecken. *) — — —

*) Was der Verf. im Originale hier nun weiter in ſeinem aufgereizten Eifer über die Entdeckungsreiſen der Europäer ſagt, paßt nur auf die älteren Zeiten; in ſo weit er es

Neunter Abſchnitt.

Goneiſch. — Das mohriſche Mädchen. — Der Lotus. — Ueber animaliſche Nahrung. — Die Brillenſchlange. — Die indiſchen Dörfer. — Die Sutredaris. — Das Dorf Ventapalam. —

Wir hielten uns nicht lange zu Pampetu auf, ſondern verließen dieſes Dorf, nachdem wir ein wenig ausgeruht hatten, mit hungrigem Magen.

Da zu vermuthen war, daß wir es in den übrigen Dörfern, durch welche jener Heerhaufe gezogen war, nicht beſſer finden würden; ſo beſchloſſen wir eine andere Richtung zu nehmen, und ſchlugen den erſten Seitenweg ein, den wir trafen, und der uns links führte.

Bald kamen wir zu einer ganz neu erbauten Schultri, neben welcher ein ebenfalls ſchon ganz vollendeter

auf die neueren anwendet, und alle ſolche Fahrten bloß habſüchtigen Abſichten zuſcheit, iſt er warlich ungerecht, und darum iſt dieſe ganze Diatribe hier weggelaſſen worden. Man kann ſchon aus folgendem Beiſpiele ſchließen, wie leidenſchaftlich er die Sachen übertreibt, da er die Cookſchen Reiſen herabwürdigt, und es den Engländern zum Vorwurfe macht, daß ſie, wie er ſich ausdrückt, den Otaheitern einen ganzen Schwarm von Miſſionaren mit Sack und Pack, Weibern und Kindern auf den Hals geſchickt haben!!! — Der Verf. beruft ſich dabei auf ſeine (uns unbekannte) gekrönte Preißſchrift: Over de Zendelingen. E.

kleiner, dem Goneiſch geweihter Tempel ſtand, worin aber das Götzenbild noch nicht aufgeſtellt war; denn es lag noch bei demſelben im Kothe. — Es muß dabei bemerkt werden, daß die Hinduer keinem Götzenbilde Ehrfurcht erweiſen, ehe ihm die Augen eingeſetzt ſind.

Goneiſch iſt (nach der hinduiſchen Mythologie) der Sohn des Sieb und der Durga oder Porbotje. Man bildet ihn ſitzend, die Füße unter ſich kreuzweiſe gelegt, als einen fetten jungen Mann mit dickem Bauche ab. Dabei hat er vier Arme und einen Elephantenkopf. Eine Schlange hängt um ſeinen Hals. Die Malabaren nennen ihn Puliar, auch Kannabaddie.

Die aufgeklärteren Hinduer und die Braminen, welche alle von ihm erzählten Legenden bei Seite ſetzen, verehren ihn als den Gott des Gebets, der die Bitten der Sterblichen vor den Thron des Allerhöchſten bringt. Seine vier Arme ſollen die Kraft des Gebets, und ſein Elephantenkopf die Güter bezeichnen, die durch daſſelbe erhalten werden können. — Dieſer Abgott hat weder Weib noch Kinder. Man findet ſein Bild ſehr häufig in einem vergitterten Kapellchen an den Straßenecken, bei vielen Schultris und heiligen Gebäuden. — Man opfert ihm bloß Zuckerbackwerk. Sein Bildniß darf nicht von Metall, noch von Holz, ſondern muß aus einem einzigen Stücke Felſen geſchnitten ſeyn. — Sein Reitpferd iſt eine Ratte. — Bei allen Gebeten, Seufzern und in allen Angelegenheiten fügen die Hinduer ihrer Bitte oder ihren Anrufungen, ſie mögen gerichtet ſeyn, an welche Gottheit ſie

wollen, die Worte bei: Sri! Sri! Goneische Schopai! (d. h. Glückſeliger Goneiſch ſteh' mir bei!) — Auch wird ſein Bild von Thon auf jede Bauſtelle, ehe man zu bauen anfängt, geſetzt, mit Kurkuma beſprengt und mit Blumen verziert. — —

Es war ſchon dunkel, als wir das große Dorf Chieriepillie erreichten, das auf einer Anhöhe liegt. — Den ganzen Tag war es ſchwül und dunſtig geweſen; wir befürchteten daher abermals ein Gewitter, und eilten auf dem, mit Allem überflüſſig verſehenen Markte Reiß und andere Lebensmittel einzukaufen, ehe es ausbräche.

An dem Eingange in das Dorf ſtand eine Trivaſel, welches die kleinſte Art von Schultris oder öffentlichen Herbergen iſt; denn ſie hat nur ein einziges Gemach oder Kammer von etwa 20 Fuß ins Gevierte und kein Schirm- oder Vordach läuft um ſie her.

Da die Nacht ſchon eingebrochen, und Kapt. Huau, ſo wie die Kulis ſehr müde waren, ſo beſchloß ich in dieſer kleinen Herberge zu übernachten. — Kaum hatten wir unſer Nachteſſen zu uns genommen, ſo fieng es an ſehr ſtark zu regnen, und zu unſerm größten Verdruſſe kam noch eine ganze Familie von Korwas nebſt anderen Reiſenden herbei, um Schutz in dieſer Herberge zu ſuchen; ſo daß dieſelbe nun nebſt meinen Leuten zum Erſticken angefüllt ward. — Ich kroch daher in meinen Palankin, den ich unter einen dick belaubten Baum hatte ſtellen laſſen, und ließ die Oberdecke deſſelben fallen, um hier ruhig zu ſchlafen; welches mir auch Trotz des Geplätſchers

des Regens, des Froſchgequaks in einem nahen Sumpfe und des unaufhörlichen Klapperns einer Vogelſcheuche in einem benachbarten Felde, vollkommen gelang.

Als ich erwachte, begann der Tag ſchon anzubrechen. Der Regen hatte aufgehört, und da ich nun nicht mehr ſchlafen wollte, ſo war ich im Begriffe aufzuſtehen, eine Cigarre anzuſtecken, und dann meine Leute herbei zu rufen; als ich das Athmen eines Menſchen ganz in meiner Nähe zu hören glaubte. — Plötzlich richtete ich mich auf, ſtreckte die Hand nach der Seite aus, von welcher der Schall herkam, und fand zu meinem größten Erſtaunen eine Frauensperſon, die ganz ruhig auf dem harten und naſſen Grunde dicht neben meinem Palankine in ihr Unterkleid gewickelt ſchlief. Begierig zu wiſſen, wer ſie wäre, weckte ich ſie auf.

Es war ein junges mohriſches oder muhammedaniſches Mädchen, das ich ſchon am Abende vorher, als ich mich zur Ruhe begeben wollte, unter demſelben Baume ſitzend fand, unter welchem mein Palankin ſtand. Ich fragte ſie, warum ſie ſich nicht in die Herberge begebe? — Sie antwortete mir aber, es ſey kein Raum mehr darin. — Ich bot ihr einen Platz in meinem Palankine an. Dieſes Anerbieten ſchien ſie aber ſehr übel zu nehmen; denn ohne ein Wort zu ſprechen ſtand ſie auf und ſetzte ſich unter einen andern Baum.

Der anhaltende Regen, die düſtere, unfreundliche Nacht, die ſchauerliche Todesſtille und die Einſamkeit,

da nun Alles ſchlief, hatten das arme Kind ſo ſehr in Angſt und Schrecken verſetzt, daß ſie endlich, da ſie nirgends ein Obdach und Schutz fand, ſich genöthigt ſah, zum Theile wenigſtens von meinem vorigen Anerbieten Gebrauch zu machen, und ſich, als ich eingeſchlafen war, dicht neben meinem Palankine niederzulegen, um wenigſtens unter dem Schutze der Wetterdecke deſſelben vor dem Regen beſchirmt zu ſeyn. Sie hatte ſich vorgenommen, wie ſie mir ſagte, ſich wieder von da wegzubegeben, ſobald der Regen aufgehört habe; aber der Schlaf überwältigte ſie.

Ungefähr eine halbe Stunde nachher hörte ich Bewegung in der Trivaſel; die Reiſenden und meine Kulis kamen jetzt zum Vorſcheine, und endlich auch mein Freund Huau, der eine ſehr ſchlechte Nacht in der kleinen vollgedrängten Herberge zugebracht hatte. Um ihn wieder ein wenig zu erquicken, ließ ich eiligſt durch meinen Francisko Kaffee kochen; inzwiſchen gieng ich in einem nahegelegenen Teiche baden, deſſen kryſtallhelles Waſſer ganz mit den runden Blättern der weißen Seeblume oder des weißen Lotus (*Nenuphar*, Nymphaea alba) bedeckt war. Die Blume dieſer Pflanze, die man hier beinahe in allen ſtill ſtehenden ſüßen Waſſern findet, wird von den Hinduern ſehr hoch geſchätzt, theils wegen ihrer Schönheit, theils weil nach ihrer Schöpfungsgeſchichte, dieſe Blume aus dem Nabel Gottes entſprang, und aus derſelben dann Brama hervorkam, weswegen dieſe Pflanze auch Pedma-Nabhah heißt, welches in der Samſkritſprache Waſſerlilien-Nabel bedeutet. Auch wird ſie Ka-

mudie, Komola, Tamarra und Podbhu genannt. — Die indiſchen Dichter gebrauchen dieſe Blume in ihren Gedichten, wie die unſrigen die Roſe; ſie dient zum Sinnbild der Reize des ſchönen Geſchlechts. Daher wird auch eine ſchöne und tugendhafte Frauensperſon Podbhinie genannt. — Man gebraucht dieſe ſchöne weiße Seeblume oder Waſſerlilie ebenfalls bei allen gottesdienſtlichen Ceremonieen. Dieſe Ehre hat aber die hochrothe Art dieſer Blumengattung, Rokta-Komola, d. i. Blut-Waſſerlilie genannt, nicht. — Die runden Blätter der Waſſerlilien dienen den Hinduern durchgehends ſtatt der Teller und Schüſſeln, die jedoch nur Ein Mal benützt werden können. — —

Welch' ein lieblicher, erquickender Morgen erfreute uns, als wir dieſes Dorf verließen! Der Regen hatte Alles erfriſcht! Alle Pflanzen prangten mit hellerem Grün! Alles war neu belebt! Die Vögel flogen munter von den Bäumen auf, und erfüllten mit ihrem Geſchrei, Geſange und Gezwitſcher die Luft! —

Gegen Mittag kamen wir in das ſchöne Dorf Bawpatla, an deſſen Eingange ein der Lokhia, Göttin des Ueberfluſſes und Glücks, geweihter Tempel von alter indiſcher Bauart, und bei demſelben eine ebenfalls alte, aber auch baufällige Schultri ſteht. — Da wir hier bloß unſer Mittagsmahl halten wollten, ſo war uns dieſe Herberge ſchon gut genug, und ich hielt es nicht der Mühe werth, eine andere aufzuſuchen, um ſo mehr, da ich auch den Tempel nach Belieben näher beſehen wollte.

Lokhia iſt eine von den Tſchautorotno oder vierzehn Juweelen, die aus dem Milchmeere hervor kamen. Wiſchnu heurathete ſie wegen ihrer übergroßen Schönheit. — Man bildet ſie oft als zur Hälfte Mann und zur Hälfte Weib, oder mit ihrem Ehegatten in einander verſchlungen, ab. — Sie ſtellt die Fruchtbarkeit vor, und wird daher auch Birmadevie oder Göttin der Erde genannt. *) Sie hat noch mehrere andere Namen, als Sri, Schorbu, Mongola, Letſchemie**) u. ſ. w. Sie iſt die Ceres der Hinduer. — Sie hat vier jährliche Feſte; eines am erſten Donnerſtag im Auguſt, das zweite am Tage nach dem Vollmonde im September, an welchem man nichts, als Kokosmilch genießen darf; das dritte am erſten Donnerſtage in dem Monate nach der Aerndte, und das vierte am letzten December. — — —

Sobald wir unſer Mittagsmahl geendigt hatten, zogen wir weiter. Ich ließ die Kulis mit dem Palankine vorangehen, und ſchlenderte mit meinem Freunde zu Fuße durch das Dorf, um es zu beſehen.

*) Sonnerat (1. B. S. 132. der teutſchen Ueberſ.) widerſpricht dieſem; denn er ſagt, die Göttin der Erde, die er Bumidewi nennt, ſey die zweite Gemahlin des Wiſchnu. E.

**) Nach Sonnerat iſt ihr gewöhnlicher Name Latſchimi. Sie iſt die Mutter des Mammadin oder Gottes der Liebe. Die ganze Allegorie iſt leicht zu enträthſeln. E.

Hier fanden wir einen Haufen Volks um ein Stück Rindvieh her ſtehen, das auf der Erde lag, und von den Umſtehenden mit großem Mitleiden betrachtet und bedauert wurde. — Es war der Heerdſtier (Bieſchukta) des Dorfs, der in eine Grube geſtürzt war, und ſich ſo ſehr beſchädigt hatte, daß er nicht mehr aufſtehen konnte. Ein Paar Pottebakers (Wundärzte) waren eifrigſt damit beſchäftigt, die beſchädigten Glieder zu unterſuchen. — Die indiſchen Chirurgen beſitzen eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit in der Heilung der Beinbrüche, Verrenkungen und ähnlicher äußerer Verletzungen. — — Man wird ſich wundern, daß man dieſes ſchwer verletzte Thier nicht lieber, wie bei uns, geſchlachtet habe. Aber man erinnere ſich, welche große Ehrfurcht die Hinduer für das Rindvieh haben; es iſt eine große Sünde, eines derſelben umzubringen; daher wird dann auch weder Rind- noch Kalbfleiſch gegeſſen. — Aber bis zur Anbetung, wie einige Reiſebeſchreiber vorgeben, geht dieſe hohe Achtung nicht, welche ihren Grund zunächſt in der Nützlichkeit dieſer Thiere, und dann auch in der Lehre von der Seelenwanderung hat, welcher zu Folge eine Kuh das letzte von den Thieren iſt, welche eine Seele durchwandern muß, ehe ſie in einen menſchlichen Körper übergehen kann; wird (dieſer Lehre zu Folge) das Thier umgebracht, in welchem ſich die Seele befindet, ſo muß dieſe dann ſo lange unſtät umher ſchwärmen, als das Thier natürlicher Weiſe noch gelebt haben würde. — Nur Parias und Europäer eſſen in Indien Rindfleiſch, und werden daher auch verachtet

und verabſcheut. — Die Braminen, und Schettries (oder Schattries), die Radſchaputen oder Kriegsleute ausgenommen, und einige Stämme von den Beiſches (Waſchiern, Kaufleuten) eſſen gar kein Fleiſch von irgend einem Thiere, ſondern leben bloß von Obſt und anderen Pflanzenſpeiſen, Milch und dergleichen.

Dieſer vegetabiliſchen Nahrung muß man den ſanften, gutartigen Charakter der Hinduer zuſchreiben; denn Völker, welche viele animaliſche Speiſen genießen, ſind immer hartherziger und gefühlloſer. — Fleiſchſpeiſen ſind eine unnatürliche Nahrung für den Menſchen, denn ſchon ſeine Zähne beweiſen, daß er nicht zu den fleiſchfreſſenden Thieren gehört. *) —

Da die Hinduer kein Rindvieh ſchlachten, noch es zu dieſem Zwecke verkaufen, ſo iſt das Rindfleiſch in den

*) Der Herr Verf. deräſonnirt. Der Bau des Menſchen, beſonders ſeiner Gedärme, beweiſt, wie bekannt, daß er theils zu den Pflanzen-, theils zu den fleiſchfreſſenden Thieren gehört. Eben dieſelben Hinduer beweiſen uns, daß bloßer Genuß von Pflanzenſpeiſen feige macht und den Geiſt entnervt; darum iſt animaliſche Nahrung auch ihren Kriegsleuten erlaubt. — Wir wollen nicht davon ſprechen, daß das Menſchengeſchlecht am Ende keinen Raum für ſich mehr auf der Erde behielte, wenn man keine Thiere ſchlachtete, ſondern nur anmerken, daß, wie alle Aerzte wiſſen, der mäßige Genuß des Fleiſches dem menſchlichen Körper ganz angemeſſen iſt; nur der übermäßige Genuß, beſonders des hitzigen, nur halb gar gekochten Rindfleiſches (wie es die Britten lieben) äußert oft einen nachtheiligen Einfluß auf das Gefühl der Menſchen. Medium tenuere beati! S.

meiſten Gegenden ſehr ſelten zu bekommen, und wird auch nicht öffentlich verkauft. Dies iſt dann gewöhnlich den neu angekommenen Europäern, welche an dieſe Speiſe gewöhnt ſind, ſehr unangenehm. Beſonders ſcheinen die Miſſionäre ſich an die Entbehrung dieſes Nahrungsmittels nicht gewöhnen zu können; darum ſchimpfen ſie auch ſo gewaltig über die Achtung, welche die Hinduer den Kühen erweiſen. — Sie bedenken dabei nicht, daß Rind=, Büffel= und Schweinefleiſch in Indien der Geſundheit des Menſchen weit nachtheiliger iſt, als in Europa; der Genuß deſſelben erzeugt hier einen ſcharfen Magenſaft, und das tägliche Beiſpiel beweiſet es, daß dadurch gefährliche Krankheiten entſtehen, welche endlich den Tod herbei führen.

Ueberdies hat Indien einen ſo großen Reichthum an vortrefflichen und köſtlichen vegetabiliſchen Speiſen, ſo wie auch an Pflanzen, die auf mancherlei Arten zur Kleidung und Wohnung benützt werden können, daß die Noth die Eingebornen nicht dazu verleiten konnte, Thiere zu ſchlachten, um dieſelben zur Friſtung und zum Unterhalte ihres Lebens zu benützen. — Daher haben die Hinduer auch einen ſo großen Widerwillen vor Mord und Blutvergießen. — Die Schlächter gehören deswegen zu dem niedrigſten und verächtetſten Stamme der Parias; ſie müſſen von den übrigen Einwohnern entfernt wohnen, und dürfen ihr Gewerbe nicht öffentlich, ſondern nur im Verborgenen treiben. — Die Jugend wird dadurch nicht ſchon frühe an blutige Schauſpiele gewöhnt, wie bei uns, und kein Pöbel ſieht, zur Vermehrung ſeiner Hartherzig=

keit, mit Vergnügen dem Abſchlachten des Viehes zu. — Man bedenke, wie groß der Einfluß ſolcher Gewohnheiten iſt. — — —

Wir waren ungefähr eine halbe Stunde unter Wegs; als ich genöthigt wurde, wieder aus dem Palankine zu ſteigen. Nur wenige Schritte von mir ſah ich eine Brillenſchlange von ungewöhnlicher Größe und Dicke, ausgeſtreckt und unbeweglich auf dem Sande liegen. — Um zu ſehen, ob ſie todt wäre, warf ich einen Stein nach ihr; aber ſie rührte ſich nicht. Ich gieng daher näher zu ihr hin, und kaum hatte ich ein Paar Schritte gethan, als ſie ſich plötzlich in die Höhe richtete. Ihr Hals ſchwoll an, ihre Augen glühten wie feurige Kohlen, mit aufgeſperrtem Rachen, ausgeſtreckter Zunge drohte ſie mir ziſchend den Tod. — Ich eilte nach meinem Palankin zurück, ergriff die darin liegende, mit Hagel geladene Jagdflinte des Kapt. Huau, und feuerte damit auf die Schlange. — Schröcklich ſchnaubend kroch ſie hierauf langſam in ein nahegelegenes Gebüſche und ſchleppte mühſam ihren Schwanz nach. — Da ich gewiß war, ſie getroffen zu haben, ſo ließ ich ſogleich das Gebüſche in Brand ſtecken, und ich lauerte ihr mit Kapitän Huau und Francisko auf. Ehe ich mich deſſen verſehen konnte, fuhr die Giftſchlange aus dem Gebüſche heraus, mir zwiſchen den Beinen hindurch (wie leicht hätte ſie mich beißen können!) und in ein anderes Geſträuche, das wir ebenfalls anzündeten, ohne aber die Schlange wieder finden zu können.

Meine Kulis waren äußerſt beſtürzt über dieſen, nach ihrer Meinung, Unglück weiſſagenden Vorfall, und

wollten, daß ich, um die Sache wieder gut zu machen, nach Bawpatla zurückkehren ſollte. — Denn die Hinduer haben eine ſolche Ehrfurcht vor der Brillenſchlange (*Cobra-capello*, Coluber Naja), daß ſie aus Aberglauben es nicht wagen, ſie zu beleidigen, oder gar zu tödten; auch halten ſie es für ein Ojatra oder eine gar üble Vorbedeutung, wenn eine ſolche Schlange demjenigen, der ſie geſchlagen oder ſonſt beleidigt hat, zwiſchen den Beinen hindurchſchlüpft, ohne ihn zu beißen.

Ich kehrte mich an dieſe Poſſen nicht, und ſetzte meine Reiſe fort. — Mein Gefährte konnte das Fußgehen in die Länge nicht mehr aushalten; er blieb beinahe immer hinter uns zurück, und dann mußte ich jedes Mal wieder auf ihn warten; auch ließ ich meine Kulis langſamer gehen, damit er deſto beſſer nachkommen könne, und Mittags und Abends früher Halt machen, als ſonſt, um ihm deſto mehr Zeit zum Ausruhen zu verſchaffen. Dies Alles hielt mich aber zu meinem größten Mißvergnügen ſehr auf; doch um meines Freundes willen mußte ich mir es ſchon gefallen laſſen.

Als wir nach Periatſchierelu kamen, ſtand die Sonne noch ſehr hoch am Himmel, und wir hätten noch gar wohl eine Stunde weiter ziehen können; aber um vorgedachter Urſache willen, und weil dieſer Ort ein hübſches Dorf war, beſchloß ich hier zu übernachten.

An dem Eingange des Dorfes, dicht am Wege, ſtand ein Pudar oder Götzenbild von übergewöhnlicher Größe,

welchem aber der Kopf fehlte; denn dieſer lag zerſchmettert auf der Erde. — Pudars nennt man in Indien die Schutzgötter der Städte und Dörfer, deren jeder Ort einen hat. Sein von Thon und Steinen aufgemauertes und mit Kalk übertünchtes Bild ſteht immer am Wege. Es hat Menſchengeſtalt, doch Rieſengröße, und die Figur iſt ſitzend mit untergeſchlagenen Beinen vorgeſtellt; oft iſt es 10 bis 12 Fuß hoch, ohne das Fußgeſtell, auf welchem gewöhnlich noch thönerne und ſteinerne Figuren von wilden Thieren angebracht ſind. Man beweiſt dieſen Götzen keine beſondere Verehrung, nur die Parias opfern ihnen zuweilen Böcke. —

Wir hatten hier die Wahl zwiſchen zwei Schultris. Diejenige, in welcher wir einkehrten, war ſehr hübſch und groß; auch befand ſich noch nicht ein einziger Reiſender darin; doch ſtand es zu vermuthen, daß welche nachkommen würden, weil es nicht ſpät war.

Ich gieng inzwiſchen, nach meiner Gewohnheit, um mir die Zeit zu vertreiben, allein in dem Dorfe herum ſpazieren. Denn mein Geſellſchafter war müde und hatte keine Luſt dazu; auch befand er ſich nicht wohl, und war ganz niedergeſchlagen.

Es war ein ſehr angenehmer Abend, den ein erquikkend kühler Wind und die Strahlen der untergehenden Sonne ungemein verſchönerten. — Die Dorfbewohner waren alle in Bewegung; während die einen mit ihrer gewöhnlichen Ackerarbeit beſchäftigt waren, kehrten Andere aus dem Felde zurück. — Einige ſtiegen auf die Gipfel

der Palm- und Kokosbäume, um Palmwein zu zapfen. Ueberall waren die Pakoties oder Ziehbrunnen *) in Bewegung, um Waſſer zum Begießen der Pflanzungen und Gartenbeete zu ſchöpfen, und von allen Seiten her erſcholl der Geſang der Gartenarbeiter, welche die durſtigen Pflanzen tränkten. — Die ſchwerfälligen Büffel wurden nun von den knarrenden Oelmühlen abgelöſet; die Wäſcher und Bleicher kamen von den Teichen und vom Felde zurück, und trieben ihre mit Leinwand beladenen Eſel vor ſich her. Die Weber, welche den Tag hindurch im Schatten der Gebüſche und Bäume gearbeitet hatten, kehrten mit ihrem Webſtuhle auf der Schulter zu ihren Hütten zurück; ihre Kinder liefen und hüpften vor ihnen her, und trugen die leichteren Geräthſchaften. — Braminen eilten, mit ihren Tſchumbus **) in der Hand, den Teichen zu, um ſich zu baden, und ihr Abendgebet zu verrichten. ***) — Alle Landleute hatten ihre Arbeit verlaſſen,

*) Es ſind eine einfache Art Wippgalgen mit ledernen Eimern, an Waſſerlöchern oder Brunnen, worin ſie hinabgelaſſen und voll wieder heraufgezogen werden; das Waſſer fällt dann in eine hölzerne Rinne, die es in die Gärten und Pflanzungen leitet.

D. V.

**) Dies ſind kleine kupferne Töpfchen mittelſt, welcher ſich die Hinduer, wenn ſie baden, das Waſſer auf den Kopf gießen; auch werden ſie als Trinkgeſchirre gebraucht.

D. V.

***) Die Hinduer ſollen ihr Morgen- und Abendgebet im Waſſer, während ſie baden, verrichten.

D. V.

und giengen nun zu ihren Familien nach Hauſe. Die Feierabendſtunde hatte geſchlagen! —

Ein anſehnlicher Hügel, mit hoch emporſtrebenden Bäumen bedeckt, erhob ſich mitten in dem Dorfe; ich ſtieg denſelben hinan, nachdem ich eine Weile umher ſpaziert war, und ſetzte mich auf die Schwelle eines dem Puliar *) geweihten Kapellchens, um den ſchönen Luſtgarten um mich her zu überſchauen, den jetzt die untergehende Sonne vergoldete.

Der Ueberblick all' der reizenden Naturſcenen, die mich umgaben, verſenkte mich in tiefes Nachdenken über die Vorzüge dieſes ſchönen Landes, die mich entzückten! Ich überließ mich ſüßen Träumereien und wehmüthigen Rückerinnerungen! **) Ach, dies herrliche Land ſollte ich nun bald auf ewig verlaſſen! — —

Die Sonne war ſchon untergegangen, als ich zu meinen Leuten in die Schultri zurückkehrte. Ich ſtieg in das Dorf hinab, wo nun gänzliche Stille herrſchte, außer daß man noch den Geſang der Joghis und die klingenden Becken der Pandaroms hörte, welche jetzt ihre Abendmahlzeit vor den Thüren der Hütten hielten.

Es war beinahe finſter, als ich die Schultri erreichte. Ich fand jetzt verſchiedene Reiſende in derſelben,

*) Oder Goneiſch. M. ſ. oben. E.

**) Dieſe deklamatoriſchen Herzensergießungen, die im Originale 6 Seiten anfüllen, mußten hier wegbleiben. E.

die ſich theils aus Müdigkeit bereits auf ihre Matten ausgeſtrekt hatten, theils ihr Nachteſſen zubereiteten. — Mein Freund hatte in meiner Abweſenheit Punſch gemacht, und wartete nun damit auf mich. Dies war unſer gewöhnlicher Nachttrunk; denn Arrak hatte ich bei mir und Citronen und Zucker kaufte ich unter Wegs entweder auf den Märkten oder bei den Kommetis oder Krämern.

Inzwiſchen füllte ſich die Schultri immer mehr mit Reiſenden an. Es kamen Korwas, Pilger, Land- und Handwerksleute, Sipajen, Oders, d. h. reiſende Kaufleute mit ihren Bündeln, theils auch mit Laſtthieren, von allen Seiten herbei. Endlich, als es ſchon ſieben Uhr war, wurde unſre Geſellſchaft noch durch eine Truppe Sutredaries, eine Art herumziehender Tänzerinnen, mit ihren Juntries oder Muſikanten vermehrt.

Nachdem ſich dieſe Tänzerinnen, ob es gleich ſchon finſter war, in dem Teiche gebadet, und friſche Kleider angezogen hatten, kam die erſte der Truppe (es waren ihrer mit derſelben ſieben) herbei, begrüßte uns und überreichte mir und meinem Freunde Huau einen Blumenſtrauß, wobei ſie im Namen der ganzen Truppe um Erlaubniß, vor uns zu tanzen anſuchte.

Alle Blicke der Reiſenden, die ſich in meiner Nähe befanden, und jenes Anſuchen gehört hatten, waren nun auf mich gerichtet. Ein leiſes Geflüſter lief durch die ganze Menge der Anweſenden hin. Beſonders die Weiber und Töchter der Korwas, die ſich zunächſt bei mir

gelagert hatten, ſo wie auch die übrigen anweſenden Weibsperſonen ließen in ihren Mienen und Augen deutlich ihren heißen Wunſch, den Tanz zu ſehen, blicken. Die Hinduer und hauptſächlich die Hinduerinnen finden ein außerordentliches Vergnügen darin, einem Tanze nach ihrer Landesart, zuzuſehen. Dieſes vorzüglich bewog mich, den Tänzerinnen die Antwort zu geben, ſie möchten ſich bereit halten; nach dem Nachteſſen würde ich ſie rufen laſſen.

Kaum wurde es bekannt, daß ich meine Einwilligung zu dem Tanze gegeben hätte, als ich rund um mich her die Ausrufungen: „Nela Doreh!" (d. h. guter, braver Herr!) — „Maharadſcha! (d. h. großer Herr, vornehmer Herr; eigentlich großer Fürſt!) und dergleichen hörte. — Die ganze Schultri kam ſogleich in Bewegung; die fröhliche Neuigkeit lief von einem Reiſenden zum andern. Die, welche ſchon ſchliefen, wurden wieder aufgeweckt; alle verließen eiligſt ihre Matten und Lagerſtellen, um in Zeiten einen guten Platz zu bekommen. Auch die Dorfbewohner kamen in Menge herbei gelaufen, und in kurzer Zeit war die Herberge ganz voll.

Nachdem wir nun geſpeiſet hatten, ließ ich den Tänzerinnen zu wiſſen thun, daß ſie anfangen könnten. Sogleich wurde Platz gemacht; Jeder begab ſich auf die Seite und einige brennende Lampen mehr wurden nun in die Niſchen der Mauer geſtellt *)

*) Solche kleine Lampen, welche plump aus Thon geformt ſind, werden Letſchemie genannt, weil das Bild dieſer Göttin (Lokhia, von welcher oben) auf denſelben grob

So wie Alles gerüſtet war, ſetzte ich mich mit meinem Freunde auf die Matratze meines Palankins nieder; wir hatten einen friſchen Napf mit Punſch vor uns ſtehen, und rauchten Cigarren. So erwarteten wir mit der uns umgebenden Menge, die einen weiten Kreis um uns her bildete, die Ankunft der Tänzerinnen, die auch bald erſchienen; ſie hatten ihre Geſichter mit Schleiern bedeckt und die Muſikanten folgten ihnen nach.

Ich gab mit der Hand das Zeichen, anzufangen, und ſogleich ließen ſich die Inſtrumente hören. Jetzt trat der Chelimbikaren hinter die Mädchen, und auf das Klingen ſeiner kleinen Becken verſchwanden die Schleier, und nun ſtanden mit enthülltem Kopfe ſieben junge Nymphen, alle wohlgebildet und ſchön, in ihren vollen Reizen da. Noch ein Mal erklangen die Becken; die Mädchen ſtellten ſich in eine Reihe, traten dicht vor uns, und bezeugten uns zuerſt, wie es Sitte iſt, ihre Ehrerbietung durch eine Verbeugung und durch Auflegung der rechten Hand auf die Bruſt.

Nun ertönte die Muſik lauter, die ſchreienden Inſtrumente der Juntries wiederhallten durch das ganze Dorf, und ſo begann der Tanz.

ausgedrückt iſt. Man brennt Kokos- oder Seſamöl darin. Talglichter ſind in Indien nicht bekannt. Die Vornehmen brennen Wachskerzen. — Dergleichen Lämpchen, wie die vorgedachten, führt jeder Reiſende eines bei ſich, um es in den Schultris in eine von den vielen Niſchen oder kleinen dreieckigen Löchern, die in den Mauern derſelben angebracht ſind, zunächſt bei ſeiner Lagerſtelle zu ſetzen.
D. V.

„Dieſe Mädchen tanzten zum Entzücken ſchön! Ihre leichten, ausdrucksvollen, behenden, reizenden und doch nicht unanſtändigen Bewegungen und Gebärden laſſen ſich nicht beſchreiben. — Sie waren von Surate, welche Stadt wegen ihrer trefflichen Tänzerinnen längſt und noch jetzt berühmt iſt, ob ſie gleich unter der Herrſchaft der Engländer ſehr viel von ihrem alten Glanze verloren hat. —

Nachdem ſie ungefähr eine Stunde lang getanzt hatten, gab ich ihnen mit dem Schnupftuche das Zeichen, aufzuhören. Die Muſik ſchwieg, und nach Landesgebrauch mußte ich nun die Tänzerinnen bekomplimentiren.

„Genug, ſchöne Mutieh (Mamſellen) — ſagte ich — „es iſt für dieſes Mal genug! Ihr habt mir durch euern „künſtlichen Tanz das größte Vergnügen gemacht, und „mein Herz mit Wonne erfüllt. Rambheh (die Göttin der Tanzkunſt) ſelbſt ſollte wohl Euch nicht übertreffen können. Wenn Ihr nun nicht allzu ſehr ermüdet „ſeyd, ſo ſetzt Euch zu mir her, und entzückt auch mein „Gehör mit Eueren lieblichen Stimmen!" —

Dieſe übertriebenen Lobſprüche gefielen den Mädchen *); ſie ſchienen ſehr erſtaunt darüber zu ſeyn, daß ein Europäer nicht nur mit ihrer Sprache, ſondern auch mit ihren Gebräuchen ſo vertraut war. Sie waren auch ſogleich bereit, meinen Wunſch zu erfüllen.

*) Orientaliſcher Schwulſt gefällt, und hochtrabende Worte, und verblümte Ausdrücke werden bei den Hinduern, für Beweiſe von Gelehrſamkeit und guter Erziehung angeſehen.
D. V.

Man brachte demnach Matten herbei. — Die Mädchen ſetzten ſich darauf in einem Halbzirkel um mich her. Die Muſikanten nahmen hinter ihnen Platz; und weiterhin nach einem kleinen Zwiſchenraume ſaßen die übrigen Anweſenden und hörten in größter Stille und Andacht zu.

Nachdem die Sängerinnen zu wiederholten Malen mich erſucht hatten, ihnen anzugeben, was für eine Art von Giet, d. h. Lied, *) ſie ſingen ſollten; ſo beſtimmte ich ihnen die Kamie oder Liebesgeſchichten in Verſen. Sie ſangen nun die verliebten Abentheuer der Prinzeſſinn Biddhia von Bordowan und des Prinzen Sondor von Hoſtinapur, welcher von einer mächtigen Zauberin, die ſich ſeine Liebe mißfallen ließ, gequält, verfolgt, umher getrieben wurde, und nach überſtandenen unzähligen Fährlichkeiten und Abentheuern doch endlich zu dem Beſitze der wunderſchönen Prinzeſſin Biddhia gelangte **)

Es war ſchon um Mitternacht, als ſie ihren Geſang endigten. Sie wollten noch ein Lied anſtimmen; aber

*) Alle hinduiſchen Gedichte, Romanzen und Erzählungen, welche geſungen werden können, heißen Giet. Ein ſolches iſt das überſetzte (auch in Teutſchland) bekannte Bagat-Giet oder das Lied von dem Tiger, welcher Beiname zuweilen dem Keiſchna gegeben wird. D. B.

**) Die Liebesgeſchichte der Biddhia und des Sondor iſt ein ſehr ſchöner Roman, welchen der berühmte Gobinda Daaſch geſchrieben hat, der zu Anfang des Kallie-Joog (eiſernen Jahrhunderts) lebte. D. B.

ich dankte ihnen, und nachdem ich, dem Gebrauche zu Folge, der erſten Tänzerinn das Geſchenk *) auf einem Präſentirteller mit Betelblättern und Arekanüſſen bedeckt, überreicht hatte, ſtanden ſie alle auf, und nahmen unter vielen Dankſagungen für meine Artigkeit und Freigebigkeit Abſchied.

Die Zuſchauer zogen ſich nun zurück, jeder nach ſeiner Wohnung oder ſeinem Nachtlager, und alle waren höchſt zufrieden mit dem genoſſenen Vergnügen; noch vergnügter würden ſie aber gewiß geweſen ſeyn, wenn ich die Mädchen hätte die ganze Nacht hindurch tanzen und ſingen laſſen. —

Bald hernach herrſchte allgemeine Stille in der Schultri; die Lampen wurden ausgelöſcht — denn die Hindu schlafen nicht gern bei Lichte — und Alles gieng zur Ruhe. Mein Freund legte ſich unter das Schirmdach; ich aber hatte mir den Palankin, weil die Herberge zu voll war, vor dieſelbe hinaus ſtellen laſſen, und ſchlief darin.

*) Das Geſchenk iſt frei und unbeſtimmt, doch muß es, wie alle Geſchenke, eine ungerade Summe ſeyn. In Fällen, wo ſolche Mädchen vor ein Paar Reiſenden nur einige Stunden tanzen, ſind ſie z. B. mit 11 Rupien zufrieden; wenn ſie aber bei Feſten oder großen Geſellſchaften, die ganze Nacht hindurch aufwarten müſſen, dann iſt es natürlich, daß auch das Geſchenke beträchtlicher ſeyn muß. In ſolchen Fällen beſchenkt man ſie dann noch überdies mit Zeuchen, Kleidungsſtücken, Schmuck, u. dergl. D. V.

Kaum war ich eingeſchlafen, ſo weckte mich wieder eine Bewegung an der Regendecke meines Palankins. Ich hob ſie auf, um zu ſehen, wer mich zu ſtören komme, und rief: „Aaridu?“ (d. h. Wer da?) —

Eine ſanfte weibliche Stimme anwortete:

„Ich bin es, mein Herr, die Daja *) der Sutre-„daries. Ich komme zu Ihnen mit tauſend Grüßen von „der Ponneh (dem jungen Mädchen) mit dem gelben „Raukeh (Bruſtleibchen) und dem Kranze von Mu-„garie (wohlriechenden weißen Blumen) auf dem Kopfe. „Ihre Freundlichkeit und Artigkeit haben ihr Herz für „Sie geöffnet, wie ſich die Surdjupu (eine Blume, „die ſich Abends ſchließt) vor den Strahlen der Morgen-„ſonne öffnet. Empfangen Sie dieſen Betel, den ſie „ſelbſt für Sie zurecht gemacht hat, als ein Zeichen der „Zuneigung, die ſie zu Ihnen hegt. Sie ſitzt an dem „Fußende ihres Lagers und erwartet Ihre Befehle **).“

Unter der Truppe von Tänzerinnen befand ſich auch ein Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren, das ſehr ſchön von Geſicht und Wuchs war, und mit großer Anmuth und Kunſt tanzte und ſang. — Sie hatte ohne Zweifel bemerkt, daß ich ſie, als ſie alle vor mir ſangen,

*) Die Aufſeherin, und zugleich Kammerfrau und oft Kupplerin der umherziehenden Tänzerinnen. Auch die anſäſſigen Truppe haben die ihrigen. D. V.

**) Eine verblümte Redensart, deren Sinn leicht zu enträthſeln iſt. D. V.

mit einer beſondern Aufmerkſamkeit und mit ſichtbarem Vergnügen betrachtet hatte, und da ſie wahrſcheinlich daraus ſchloß, daß ich Luſt hätte, in eine nähere Bekanntſchaft mit ihr zu kommen, ſo hatte ſie die Daja abgeſchickt, um die Sache mit mir einzuleiten.

Wirklich hatte das Mädchen einen ſtarken Eindruck auf mich gemacht, und die Schönheit dieſer reizenden Nymphe hätte mich wohl verführen können, hätte ich nicht bedacht, daß ſie eine umherziehende Tänzerin war, folglich von der Klaſſe derer, die aus niedrigen Kaſten genommen werden, und daher auch in der Wahl ihrer Liebhaber nicht ſehr ekel ſind. — Dieſes und der Gedanke an die Leiden meines Freundes Huau, und an die Prophezeihung meiner Kulis wegen des Vorfalls mit der Schlange, die ich nicht ſelbſt wollte in Erfüllung bringen, hielt mich zurück, und war Urſache, daß ich den Antrag kalt abwies, und mich für den Betel bedankte.

„Wie, mein Herr, (antwortete die Alte) Sie verſchmähen die ſchöne Mamia? Ich erſtaune! Ich „glaubte doch bemerkt zu haben, daß Ihnen das Mädchen „nicht gleichgültig iſt. Warum hat ſich Ihr Herz wieder „vor ihr geſchloſſen? Was befürchten Sie? Es iſt „mein liebſtes Pflegekind, und Sie ſind der erſte, dem ſie „Kampaak *) angeboten hat!“ —

*) Dies iſt der Betel der Liebe, nämlich der Betel, den eine Frauensperſon ſelbſt zubereitet, aber außer den gewöhnlichen Ingredienzien, noch Kardemomen u. dergl. hinzuthut, und dieſe Kompoſition dem Manne zuſchickt, dem ſie ihre Liebe erklären will. D. V.

Ich mußte über die gute Frau lachen, die mich gewiß noch für ſehr unſchuldig und unwiſſend hielt. Mir war es gar wohl bekannt, daß ſolche Dajas mit ihren Pflegetöchtern nicht ſo lange warten, ſondern ſobald als möglich Vortheil von ihren Reizen zu ziehen ſuchen; aber auch zu betrügeriſchen Künſten ihre Zuflucht nehmen, um die jungen Mädchen noch lange für unberührte Jungfrauen ausgeben zu können.

Darum machte jene letzte Zurede der Alten gerade die entgegengeſetzte Wirkung auf mich. Ich wurde nur noch mehr dadurch aufgebracht, und ſagte ihr gerade heraus, ſie möchte einem Andern von der Unſchuld ihrer Pflegetochter vorſchwatzen, und ſich mit ihrem Kampaak fortpacken. — —

Ich hatte den Kulis befohlen, mich frühe zu wecken; ſie thaten es; der Tag brach eben an; auch in der Schultri war ſchon Alles in Bewegung; Jeder ſchickte ſich zur Abreiſe an.

Die Sutredaries waren auch im Begriffe abzureiſen; ihr Laſtthier war ſchon bepackt. Eine nach der andern kam zu mir, um Abſchied zu nehmen, und mir glückliche Reiſe zu wünſchen. — Nur Mamia kam nicht; ſie blieb von ferne ſtehen, und ſchwatzte mit einer von ihren Gefährtinnen, ohne auf mich zn achten. Ich rief ſie bei ihrem Namen. Trotzig hob ſie das Köpfchen in die Höhe und blickte mich mit einer Miene an, worin Zorn und Verachtung deutlich zu leſen waren, legte die Hand auf die Bruſt, und ſchien ſich weiter

nicht mehr um mich zu bekümmern. — Dieſe Empfindlichkeit kützelte mich, und doch gefiel ſie mir; ich hatte ſie nicht erwartet; ich ſchloß daraus, daß ſie nicht vom gemeinen Schlage wäre, und ich bekam Achtung für ſie. — Jetzt erſt beim Tageslichte ſah ich, wie ſchön ſie war; der Lampenſchein hatte ihre Reize verdunkelt. In ihrem einfachen weißen kattunenen Röckchen, das ihre ſchlanken, ſchöngeformten Glieder umhüllte, erſchien ſie mir noch verführeriſcher, als in all' ihrem Putze! — Wie lieblich waren ihre Geſichtszüge, wie reizend ihre ganze Geſtalt! — Ihre trotzige Stellung, ihr ſtolzer Schritt, ihr friſches, jugendliches Anſehen und der Glanz der Geſundheit, der aus ihrem blühenden Geſichte und ihren hellen Augen ſtrahlte, machten nun den tiefſten Eindruck auf mich; ich bereuete es, die Neigung eines ſo liebenswürdigen Geſchöpfs ſo hart zurückgeſtoßen zu haben. Hätte ich mich nicht vor meinen Leuten und den übrigen Reiſenden geſchämt, ſo würde ich auf der Stelle zu ihr hin geeilt ſeyn' und ſie um Verzeihung gebeten haben. Doch, mich tröſtete der Gedanke, ſie auf der Reiſe wieder anzutreffen, da dieſe Truppe, wie ich von der Daja gehört hatte, ebenfalls nach Madras gieng.

„Lebe wohl, Mamia!" rief ich ihr zu, als die Kulis mich mit dem Palankin aufhoben — „Auf Wie„derſehen! Wir werden uns ſchon noch ſprechen!" — Sie hohnlächelte verächtlich, ohne mir zu danken oder zu antworten. Als ich ungefähr ein hundert Schritte weiter gekommen war, ſah ich mich nochmals nach ihr um, und bemerkte mit Verwunderung, daß ſie geweint habe; denn

ſie trocknete ſich die Augen, und ein Paar ihrer Gefährtinnen ſtanden bei ihr, und ſchienen ſie zu tröſten. —

War dies Verſtellung oder Ernſt? — Wie dem auch ſey, ich wurde innigſt dadurch gerührt! —

Eine entzückend ſchöne Landſchaft lachte uns entgegen, ſobald wir aus dem Dorfe heraus kamen. Große Felder mit aufkeimendem Reiße und anderen Getraidearten breiteten ſich zu beiden Seiten des Weges aus, und das ſchimmernde Grün des jungen Reißgraſes ſtach ſehr angenehm mit den goldgelben Aehren anderer, bereits reifen Feldfrüchte ab.

Dörfer mit Gebüſchen und Baumgärten umgeben lagen hie und da zwiſchen dem wallenden Aehrenmeere verborgen, und wurden allein an den Pyramiden ihrer Tempel kennbar. In weiter Ferne zeigte ſich am weſtlichen Saume des Horizonts der ſchwache Umriß einer hohen Gebirgsreihe.

Es war ungefähr Mittag, als wir in dem ausnehmend ſchönen Dorfe Ventapalam anlangten. Dieſer Ort iſt auch ſehr berühmt wegen der ſchönen Zeuche, die hier gewebt und gedruckt werden. Vorzüglich zeichnete ſich ein braunrother doppelt geköperter Baumwollenzeuch aus, der damals in der Mode war.

Das ganze Dorf befand ſich nun im Freien, und die fleißigen Einwohner waren Alle mit ihren verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt. — Weiber und Mädchen befanden ſich außen vor den Hütten, ſtampften Reiß in ausgehöhl-

ten Holzklötzen, und ſangen dazu; Andere reinigten ihn; wieder Andere ſpannen, oder zerrieben Reiß auf Handmühlen; denn die Hinduer gebrauchen kein anderes Mehl; Jede war auf irgend eine Art beſchäftigt; während die kleinen Kinder um ſie her im Sande herum krochen oder herum kollerten.

Auch die Männer waren alle eifrig über ihrer Arbeit; ſie flochten Körbe von Weidenzweigen oder Matten von feinen farbigen Binſen; Andere verfertigten ſich allerlei Haus- und Ackergeräthſchaften. Die Schmiede, die Kupferſchmiede, die Töpfer, die Kattundrucker, alle Arten von Handwerksleuten, ja ſogar der Schulmeiſter mit den Schulkindern, kurz, alle Einwohner des Dorfs, die nicht durch Krankheit daran verhindert wurden, befanden ſich vor ihren Hütten oder unter den benachbarten Bäumen mit ihrer Arbeit beſchäftigt.

In jedem etwas gebüſchigen Orte ſah man einen Weber an ſeinem Stuhle arbeitend. Kleine Jungen ſpielten und trippelten um ihn her; ältere halfen dem Vater die gebrochenen Fäden aufknüpfen, oder trugen ihm in einem Topfe Kanje (Reißwaſſer, das man hier ſtatt der Stärke gebraucht) nebſt der Bürſte oder dem Pinſel zu.

Auch wir lagerten uns in einem ſchönen Mangogebüſche, obgleich drei Schultri's in dem Dorfe waren, und hielten ein fröhliches Mittagsmahl. Mein Reiſegefährte hatte unter Wegs einige Schnepfen und ein Paar Taucher geſchoſſen; wir hätten aber auch ohne dieſes hier keinen Mangel an Lebensmitteln gehabt; das Dorf war

überflüſſig damit verſehen; Hühner, Enten, ja ſogar Truthähne wurden uns zu Kaufe angeboten; es fehlte aber auch nicht an Eiern, friſcher Butter und Milch.

Die Kühe geben zwar in dieſen Ländern bei weitem nicht ſo viel Milch, als die in Europa, auch iſt ihre Milch nicht ſo fett; doch die, welche man bekömmt, iſt rein, ſo wie ſie von der Kuh kömmt, und nicht zur Hälfte mit Waſſer vermiſcht. In den meiſten Städten und Dörfern längs der Oſtküſte der Halbinſel, ſo wie auch in Bengalen kommen die Landleute mit den Milchkühen vor die Thüren ihrer Kunden, und melken ſie da.

Mein Freund und meine Kulis hatten ſich nach dem Eſſen in den warmen Sand gelegt, um ein Mittagsſchläſchen zu halten. Da wir erſt um ein Uhr weiter reiſen wollten, ſo machte ich inzwiſchen einen Spaziergang, um das ſchöne Dorf zu beſehen, und . . . . zugleich auch der Ankunft der ſchönen Mamia und ihrer Gefährtinnen aufzulauern, welche hier ebenfalls ihr Mittagsmahl einnehmen ſollten. — Denn das Bild dieſes ſchönen Mädchens ſchwebte immer vor meiner Fantaſie, und ich zürnte über mich ſelbſt, daß ich ſie ſo ſpröde abgewieſen, und nicht wenigſtens eine ſchickliche Ausrede zu Hülfe gerufen hatte. — Ich hoffte, ſie durch Entſchuldigungen und Geſchenke wieder zu beſänftigen. — Ich wandelte deswegen weit umher, um die Ankunft der Erſehnten auszuſpähen. — Mich entzückte die paradieſiſche Gegend um das Dorf her, das ſelbſt ſo ſchön war, als ich auf meinen Reiſen in dieſem Lande noch nie eines geſehen

hatte. — Eine ungeheure Menge Vögel durchſchwirrten die Luft, und eine unbeſchreiblich große Zahl von grauen, auf dem Rücken weiß geſtreiften Eichhörnchen hüpften auf den Kokosbäumen umher, deren junge Nüſſe ſie ausſaugen. Luſtig iſt es anzuſehen, welche poſſierliche Sprünge ſie machen, wenn man ſich den einſamen Gebüſchen nähert, in welchen ſie im Sande mit einander ſpielen, und wie ſie dann ſich auf die Bäume flüchten, auf welchen ſie wohnen. —

Gleich einem Walde von Maſten erhoben ſich die Kangas oder Arekanußbäume mit ihren Früchten, die wie Traubenbüſchel herabhiengen. — Hier ſah ich auch die ſchönen Bäume Biraleh, Santſchemie, Sibonneh, Polega und viele andere, nebſt einer Menge ſchöner Pflanzen und Blumen, die alle wild wachſen. Die Luft war ganz angefüllt mit dem balſamiſchen Dufte von mancherlei Gewächſen, die ich ſowohl im Freien, als in Gärten fand! — —

Alle dieſe Naturſchönheiten konnten aber den Gedanken an Mamia nicht aus meinem Gedächtniſſe verdrängen. Ich ſuchte nur ſie! — Doch vergebens durchirrte ich alle Schultris und das Paar Trivaſels, die in und bei dem ſchönen Dorfe ſind; vergebens befragte ich alle Einwöhner und Reiſende, auf die ich ſtieß; Niemand konnte mir einige Nachricht von den Sutrearies geben, die ich ſo ſehnlich erwartete, und — ich geſtehe es, ich wurde ſehr ärgerlich darüber. Es war nun ſchon drei Uhr und folglich höchſte Zeit zur Ab-

reiſe; dennoch konnte ich es mir nicht abſchlagen, noch zur letzten Schultri zu gehen, die an dem Wege ſteht, welchen die Erſehnte herkommen mußte; ich ſtellte mich da auf die Lauer hin und ſtrengte vergebens meine Augen an, um ſie in der Ferne zu erblicken; aber eine Viertelſtunde nach der andern verſtrich, und ſie kam nicht. Die Müdigkeit nöthigte mich, an der Straße niederzuſitzen. Der Himmel weiß, wie lange ich da in meiner bangen Erwartung ſitzen geblieben wäre, wenn nicht Kapt. Huau, welcher ſo wie meine übrigen Leute durch mein allzu langes Ausbleiben beunruhigt war, von einigen Reiſenden erfahren, daß ein Vellakaren oder Weißer an der Straße ſitze, und mich da aufgeſucht hätte. Er erſtaunte nicht wenig, mich auf dieſer Stelle zu finden. Ich nahm einige Ausreden und gieng, im Innerſten gekränkt, mit ihm zu unſrer Lagerſtelle zurück; denn nun gab ich die Hoffnung auf, das liebe Mädchen je wieder zu ſehen. Mit Thränen in den Augen ſtieg ich in den Palankin und wir zogen von Ventapalam ab. —

Zehnter Abſchnitt.

Reflexionen. — Nelaar. — Das Feſt Nobonie. — Der Schonie. — Der unglückliche Soldat. — Karrakudreh. — Der Schlangenbiß. —

In meinem Palankin dachte ich über das Vorgefallene nach. Ich ſchämte mich nun meiner Schwachheit, und machte mir Vorwürfe darüber, daß ich mich von einer gemeinen Tänzerin ſo weit hatte hinreißen laſſen, daß es ihr dann leicht geweſen wäre mich zu führen, wohin ſie gewollt hätte. Ich war daher froh, ſie nicht wieder getroffen zu haben, und nahm mir feſt vor, nicht mehr an die ſchöne Mamia zu denken.

Ein Rückblick auf Ventapalam erweckte in mir das längſt genährte ſchimäriſche Projekt, mir in einer ſchönen Gegend Indiens ein Ruheplätzchen für den Reſt meines Lebens zu ſuchen, und dieſes Dorf ſchien mir dazu den Vorzug vor allen andern Orten, die ich je geſehen hatte, zu verdienen. Ich formte nun mein Plänchen darnach, das ich, wäre es mir möglich geweſen, ſogleich ausgeführt haben würde. Doch gab ich den Gedanken daran, und die Hoffnung, ihn zu realiſiren, nicht auf. Ich ſchrieb auch in mein Tagebuch: „Ventapa„lam ſoll einſt mein Ruheplatz ſeyn!“ —

Aber .... Ventapalam auf der Küſte Koromandel unter 15 Grad 46 Min. N. Breite — wie

weit iſt es von dem Orte, wo ich jetzt (in Holland) lebe! —

O Eitelkeit der menſchlichen Beſchlüſſe! Ich ſah das ſchöne Dorf nicht wieder! — Das Schickſal ſchleuderte mich in ein kaltes Land zurück, wo ich alle die Vortheile entbehren muß, die ich mir dort verſprechen durfte! — — Doch, ich ſchweige. —

— Um vier Uhr Nachmittags kamen wir in Kalliur an, einem kleinen Dorfe, das auf einer Anhöhe liegt. Hier kauften wir eine wälſche Henne für eine halbe Rupie, woraus ich durch meinen Francisko ein Pillau bereiten ließ. Wir übernachteten hier, und reiſten am folgenden Morgen mit Tagesanbruch wieder ab.

Ungefähr um 8 Uhr Morgens kamen wir an den Nelaar, einen Fluß, der in der Regenzeit ſehr wild dahin rauſcht, und an manchen Stellen austritt und das Land überſchwemmt; gegenwärtig war er beinahe ausgetrocknet, und in der Mitte ſeines ſandigen Bettes rann jetzt bloß ein Bächelchen, das man durchwaten konnte. — So weit die Augen reichten, beſchatteten hohe Bäume die beiden Ufer, und Gruppen von wilden Palmen bedeckten die ſandigen Hügel.

Ich ließ hier Halt machen, um zu frühſtücken. Wir lagerten uns zu dem Ende unter einem Paar dickbelaubter Bonehrai-Bäume *). Ein angenehm kühles

*) Der Bonehrai iſt ein ſehr hoher, ſchöngewachſener, blätterreicher Baum, mit goldgelben Blüten, die ſehr wohlriechend und den Ritterſporn ziemlich ähnlich ſind. Die kirſchenähnliche Frucht iſt herbe und ungenießbar.
D. V.

Lüftchen erquickte uns, und die Ausſicht auf eine ungemein reizende Landſchaft würzte den kalten Reiß *), den wir aßen, und auf welchen wir dann einen erwärmenden Schluck tranken. Inzwiſchen waren die Kulis beſchäftigt, ihre Töpfe und Pfannen zu reinigen, und ihre Hände und Füße zu waſchen, welches die Hinduer nach dem Eſſen nie verſäumen.

Wir zogen ſodann weiter und näherten uns dem ſchönen, großen Dorfe Pondietpitli, deſſen Tempel ihre Pyramiden über die vielfarbigen Gebüſche und Bäume umher erhoben.

Aus dem Dorfe klangen uns die helltönenden Cymbeln und das dumpfe Gebrüll der Blaſeinſtrumente entgegen. Alle Dorfbewohner waren auf den Beinen; Weiber und Mädchen erſchienen in ihrem beſten Putze; überall ertönte Geſang und Freudengeſchrei. Hier und da waren Ehrenpforten, unter welchen die Proceſſion hindurch gehen ſollte, von Bambusrohr errichtet, und mit Blumen umwunden. Denn man feierte das Feſt Nobonie, welches dieſen Namen hat, weil es neun auf einander folgende Tage dauert; denn Nobon heißt in der Samſkritſprache neun. Es wird zu Ehren der drei oberſten Göttinnen Porbotie, Gemahlin des Schiwen, Göt-

*) Wenn man gekochten Reiß vom Abend auf den folgenden Tag aufbewahren will, ohne daß er ſauer wird, ſo muß man Waſſer darüber gießen, das dann am andern Morgen wieder abgegoſſen wird; dies nennt man dann kalten Reiß. D. V.

tin des Kriegs und der Vernichtung; Lokhia, Gemahlin des Wiſchnu, Göttin des Glücks, Reichthums und Ueberfluſſes, und Saraſutie, Gemahlin des Brama, Göttin der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, angeſtellt.

Dieſes Feſt wird hauptſächlich von den verheuratheten Weibern gefeiert, welche ſich Glück und Segen für ihre Männer und Kinder von den genannten Göttinnen erflehen. Man bewirthet dann einander, beſonders mit Zuckerbackwerk. Auch iſt dieſes Feſt eine Zeit der Luſtbarkeit für die Kinder, welche mit ihren Lehrern an der Spitze vor den Häuſern der Vornehmen, ſo wie auch ihrer Aeltern und Verwandten paſſende Lieder abſingen, wofür ſie mit Geld, Kattun, Reiß u. dergl. beſchenkt werden, welche Geſchenke der Lehrer zu ſich nimmt. — —

Die Schultri, in welche meine Kulis mich bringen wollten, befand ſich nicht weit von einem ſehr ſchönen Schiwenstempel, war aber ſo ſehr mit Fremdlingen angefüllt, daß ich lieber weiter gieng, um eine andere Herberge zu ſuchen.

Kaum hatten wir uns gelagert, als ein Mann vor mich trat, der mich tief begrüßte und dann zwei kleine Flöten oder Pfeifen, jede ungefähr anderthalb Spannen lang, aus dem Gürtel zog, das Mundſtück einer jeden in ein Naſeloch ſteckte, und ſehr künſtlich und artig darauf blies. Worüber ich aber am meiſten erſtaunte, das war, daß er auf jeder von den beiden Flöten ein anderes Lied-

chen ſpielte. — Dieſer Künſtler gehörte zu der Gattung von Bettelmönchen, welche man Schonie nennt, und die meiſt aus den niederen Stämmen der Sutters ſind. Sie haben ein Oberhaupt und ihre beſtimmten Regeln, vermöge welcher ſie kein Almoſen oder Geſchenk fordern dürfen, ſondern daſſelbe durch irgend ein Kunſtſtückchen oder eine Fertigkeit den Leuten entlocken müſſen. Daher findet man allerlei brodloſe Künſtler unter ihnen, z. B. Bauchredner; Leute, die verſchiedene Inſtrumente zugleich ſpielen; Andere, die eine halbe Stunde und länger auf Einem Beine unbeweglich ſtehen bleiben können, u. ſ. w. Es ſind aber, wie alle Bettelmönche, meiſt unnütze Tagediebe, die lieber im Müſſiggange herumziehen, als arbeiten.

Sogleich nach dem Eſſen verließen wir Pondietpitli und zogen weiter. So viel ich in der kurzen Zeit, während welcher wir uns hier aufhielten, beobachten konnte, iſt dieſes Dorf ſehr anſehnlich, auch wohl bevölkert, und mit einer Menge von ſchönen Bäumen, Gärten und Pflanzungen angefüllt und umgeben.

Unſer Weg führte uns durch eine ſehr ſchöne Gegend. Anfangs hatten wir zu beiden Seiten weitausgedehnte Tabaksfelder; denn auf den Tabaksbau ſcheinen ſich die Bewohner des vorgedachten Dorfes vorzüglich zu legen. — Weiterhin fanden wir eine reizende Abwechslung von Gebüſchen, Wäldchen und Feldern, die mit allerlei Getraidearten bepflanzt waren, und zwiſchen welchen ſich bis in die weiteſte Ferne hin Dörfer und Weiler erhoben.

Mein Reiſegefährte konnte beinahe nicht mehr fort; er blieb immer weit dahinten, und ich mußte auf ihn warten. Ich ließ Halt machen, und ſtieg unter einem ſchattigen Wurzelbaume *) aus, der meines Erachtens bereits hundert Jahre alt und doch noch jung war. —

Es war ſchon dunkel, als wir in dem Dorfe Paalpette ankamen, das zwar klein war, aber ſehr volkreich zu ſeyn ſchien. Auch hier herrſchte Freude und Luſtigkeit. Von allen Seiten her erſchallte Muſik; Feuerpfeile flogen in Menge gen Himmel auf, und die Pyramiden der Tempel waren mit Fackeln, welche aus den Fenſtern vorragten, bis auf die Spitze erleuchtet.

Die Schultri, in welcher wir einkehrten, war eine der größten, die ich je geſehen hatte; denn obſchon eine große Menge Reiſender und Fremder ſich darin befanden, ſo war doch für uns noch überflüſſig Raum in derſelben.

Wir richteten uns ſogleich gehörig ein, und begannen damit, einen guten Napf voll Punſch zu machen. — Während wir damit beſchäftigt waren, näherte ſich

*) Unter Wurzelbaum (holl. Wortelboom wird ſonſt der Mangle- oder Leuchterbaum (Rhizophora Mangle) verſtanden; unſer Verf. erklärt ſich aber hier deutlich, daß er den indianiſchen Feigenbaum (Ficus indica) darunter verſtehe, der in Indien die Namen Ala, Alu, Asvatha auch Pipal führt, und 500 Jahre alt werden ſoll, ehe er ſein ganzes Wachsthum erreicht hat. E.

uns ein engliſcher Soldat, der uns in holländiſcher Sprache begrüßte und bewillkommte. Er ſagte, da er uns ſeine Mutterſprache habe reden hören, ſo habe er nicht ſo nahe bei Landsleuten ſeyn können, ohne uns ſeine Aufwartung zu machen. — Wir hießen ihn zu uns ſitzen, und Theil an unſerm Punſche nehmen, wozu er ſich nicht lange nöthigen ließ.

Er erzählte uns nachher ſeine traurigen Schickſale, von welchen die Hauptſumme folgende iſt: — Er hieß Wilgenblad, war von Leyden gebürtig, und trieb daſelbſt die Schneiderproſeſſion, womit er ſeine Mutter und zwei ledige Schweſtern ernährte. Die Rückkunft eines Leydener Bäckerſohns, der als ein Taugenichts ſeinen Aeltern entlaufen war, aus Oſtindien, wo er ein beträchtliches Vermögen zuſammengebracht hatte, mit welchem er jetzt prunkte, verdrehte dem Schneider den Kopf; er hoffte, auch ein ſolches Glück zu machen; er gieng demnach heimlich fort nach Amſterdam, ließ ſich als Soldat nach Oſtindien anwerben und kam glücklich nach Batavia. Hier aber giengen ihm die Augen auf; er ſah ſich von ſeinen ſchimäriſchen Hoffnungen ſchröcklich getäuſcht; ſtatt ſein Glück zu machen, blieb er ein armer, verachteter Soldat. Er kam nachher nach Negapatnam in Garniſon, und von dort deſertirte er zu den Engländern, um bei denſelben ſein Glück zu ſuchen. Er hatte es zwar etwas beſſer bei denſelben; aber ſeine Erwartungen blieben abermals unerfüllt. Er hatte durch die vielen Strapazen, die er als engliſcher Soldat auf den Raubzügen ausſtehen mußte, einen

kränklichen Körper, und noch obendrein eine Wunde bekommen, die von Zeit zu Zeit immer wieder ſich öffnete. Deswegen wurde er nun als Invalide in die neueroberte Stadt Nelur geſchickt, um daſelbſt den Reſt ſeines elenden Lebens zu verſeufzen.

Wir bedauerten den Unglücklichen, und nahmen herzlichen Abſchied von ihm, nachdem wir bis nach Mitternacht beiſammen geſeſſen waren.

Ich legte mich zur Ruhe; aber ich konnte nicht einſchlafen; das Schickſal des unglücklichen Soldaten gieng mir nicht aus dem Kopfe. Ich erinnerte mich, wie viele Thoren in der tollen Einbildung, jeder Abentheurer mache in Oſtindien (das man wohl das europäiſche Zuchthaus nennen kann) ſein Glück, auf Gerathewohl dahin gehen, und dann in ein elendes Leben gerathen. Denn um in Indien Schätze zu ſammeln, muß man nicht nur vom Glücke und den Umſtänden eben ſo ſehr begünſtigt, als in Europa, ſondern man muß auch eben ſo mit Freunden, Empfehlungen und .... Talenten verſehen ſeyn *). — —

Ich hatte meinen Kulis befohlen, vor Sonnenaufgang mit mir fort zu wandern, ohne mich aufzuwecken. Es war ſchon über 7 Uhr, als ich erwachte, da ſie mich vor einer einſamen Schultri niederſetzten, die an dem Wege ſtand. — Hier frühſtückten wir mit kaltem Reiße. —

Unſer

*) Die weitere Abſchweifung unſers redſeligen Verf. über dieſen ſchon ziemlich abgedroſchenen Gegenſtand, bleibt hier weg, da ſie nichts Neues enthält. E.

Unſer Mittagsmahl nahmen wir in einem kleinen Weiler Puneh genannt, ein, wo aber außer Obſt, Reiß und Zugemüſe nicht viel zu haben war. — Wir zogen daher auch bald wieder ab. Ich war übellaunig; denn ich konnte mir, meines feſten Vorſatzes ungeachtet, die Gedanken an Mamia nicht aus dem Kopfe bringen. Bei jedem Anlaſſe ſtellte ſich das Bild des ſchönen Mädchens meinen Augen dar. Ich hatte dieſen Morgen Sutredaries geſehen, und nun war Mamia wieder der Gegenſtand aller meiner Gedanken. —

Um 4 Uhr kamen wir in ein kleines, doch niedliches Dorf Panehpette genannt; es war noch viel zu frühe, um hier ſchon unſer Nachtlager zu nehmen. Wir zogen daher noch eine Stunde weiter, nach dem Dorfe Karrakudreh, wo wir ſogleich nach Sonnenuntergang anlangten.

Dieſer Ort war vor Zeiten eine mohriſche (muhammedaniſche) Stadt. Bei der Durchreiſe ſah ich noch ein altes verfallenes Kaſtell nach indiſcher Art gebaut und von Thürmen flankirt, die voll Schießſcharten waren.

Die Schultri ſtand auf der andern Seite des Dorfes, war klein und in einem ſchlechten Zuſtande, und zu meinem Unglücke noch obendrein mit Reiſenden angefüllt.

Jedoch war der Abend entzückend, und wir beſchloſſen daher uns in einem Wäldchen von Mango- und Tamarindenbäumen, ein Paar tauſend Schritte vor dem Dorfe zu lagern und zu übernachten. — Sobald wir in dieſem fatalen Gebüſche angekommen waren, machten meine

Leute Feuer an, um das Nachteſſen zuzubereiten. Auf unſerm Zuge durch das Dorf hatten wir Reiß, Karwaat (gedörrte Fiſche), Eier, Obſt und dergleichen eingekauft.

Auf ſolchen Reiſen macht man gewöhnlich Feuer an, indem man den mit dem Stahle entzündeten Schwamm oder Zunder in ein Läppchen Zeuch einwickelt, dürre Zweige und abgefallene Baumblätter dazu thut; wenn man es dann anbläst, ſo flammt es ſogleich. — Es brannte auch dies Mal ſchon, aber es fehlte noch an dürren Blättern, um es zu unterhalten. Zum Zeitvertreibe, und um mir einige Bewegung zu machen, raffte ich auch dürres Laub zuſammen. Aber noch nicht zwei Minuten hatte ich mich damit beſchäftigt, als ich plötzlich einen heftigen Schmerz in der Spitze des Mittelfingers meiner rechten Hand empfand; ſchnell zog ich die Hand zurück, in der Meinung, ich hätte mich an einem Dorne verletzt; doch, wie erſchrak ich, als ich ein langes Thier an meinem Finger hängen ſah, das die Spitze deſſelben in ſeinem Rachen hatte! —

Ich that einen lauten Schrei vor Schrecken und Entſetzen, und ſchleuderte zugleich den Wurm oder die Schlange mit Gewalt weg. Mein lauter Ruf, ich ſey von einer Schlange gebiſſen worden, erſcholl durch das ganze Gehölze. Alle meine Leute kamen beſtürzt herbei gelaufen. Man fragte mich, was für eine Schlange es geweſen ſey? — Ich konnte jedoch nichts darauf antworten, als daß ich ſie wegen der Dunkelheit und im

Schrecken nicht genau habe unterſcheiden können, daß ſie mir aber ſchwarz von Farbe und anderthalb Spannen lang zu ſeyn, geſchienen habe.

In der Eile wußte man kein beſſer Hülfsmittel, als das Ausbrennen der Wunde. Sogleich wurde mir der Arm oberhalb des Ellnbogens ſehr feſt gebunden; und mein Finger, um das Gift herauszuziehen, ſo nahe an das Feuer gehalten, daß er beinahe anfing zu braten.

Inzwiſchen war mein Bedienter mit einem Kuli in größter Eile in das Dorf gelaufen, um einen Schor-pojaan oder Schlangenbeſchwörer herbei zu holen, deſſen Ankunft ich mit äußerſter Ungeduld erwartete.

Vorbericht.

Was von dem erſten Theile dieſer Reiſebeſchreibung in der Vorrede zu unſerer teutſchen Ueberſetzung derſelben geſagt worden iſt, gilt auch ganz von dieſem zweiten, der jedoch in gewiſſer Hinſicht noch intereſſanter iſt, als jener erſte.

Die dem zweiten Theile des Originals beigelegten Kupfer ſind: 1) Darſtellung der Zuſammenkunft des Verfaſſers mit ſeiner geliebten Mamia bei dem Badeteiche zu Nababpeent, von

welchem Dorfe man hier zugleich einen ſchönen alten Tempel und die große anſehnliche Schultri ſieht, welche Gebäude auf zweien Seiten des Badeteichs ſtehen; 2) Eine Meſtizin, die von einem Sklaven und einer Sklavin begleitet, zur Kirche geht; und 3) Die fünf Felſentempel zu Maveliewarom. — Die Beſchreibung dieſer Merkwürdigkeiten, die auch in dieſer Ueberſetzung treulich beibehalten worden iſt, macht die Kupfer ziemlich entbehrlich; ſie wurden deshalb auch hier weggelaſſen, um das Buch nicht unnöthig zu vertheuern.

Außer dieſem haben wir hier nur noch Einiges von der Lebensgeſchichte des Verfaſſers, aus ſeiner frühern Reiſebeſchreibung zum beſſern Verſtändniſſe der gegenwärtigen anzumerken.

Nämlich, wie er uns ſelbſt meldet:

Im eilften Jahre ſeines Alters (im J. 1768) wurde Jacob Haafner unvermuthet durch einen Zufall den Armen ſeiner Aeltern entriſſen,

und in die weite Welt hinausgeſchleudert. Bis in ſein achtzehntes Jahr (im J. 1775) ſchwärmte er zu Schiffe in den Indiſchen Gewäſſern von Seeplatz zu Seeplatz herum, ohne daß es ihm gelingen wollte, wieder in ſein Vaterland zurückzukommen, wohin er ſich herzlichſt ſehnte. — Im J. 1775 verließ er (wie ſchon in der Vorrede zum erſten Theile dieſer Ueberſetzung geſagt iſt) den Seedienſt und wurde Schreiber in dem Komptoire der Holl. oſtind. Kompagnie zu Nagapatnam. — Von da kam er nach Sadras. — Als der Krieg zwiſchen Hyder-Ali und den Engländern ausbrach, und dieſe letzteren ſich der holländiſchen Niederlaſſungen bemächtigten, fiel auch Sadras in ihre Hände, und unſer Verfaſſer wurde als Kriegsgefangner nach Madras geführt, wo er aber wieder loskam, nach Sadras zurückkehrte, und von da über Pondichery und Trankebar zur See nach der Inſel Ceilan reiſte. Dies iſt der Hauptinhalt ſeiner erſten Reiſe, die bis ins J. 1780 reicht.

Seine zweite, hier mitgetheilte, Reiſe machte

er im J. 1784 (folglich im 27ſten Jahre ſeines Alters), worauf er nach Europa zurückkehrte.

Die verſprochene Beſchreibung ſeiner Fußreiſe, die er durch die Inſel Ceilan machte und welche in das J. 1781 fällt, erwarten wir noch.

Im Mai 1809.

Der Herausgeber.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Haafner, Jacob, 1754-1809

J. Haafner's Landreise längs der Küste Orixa und Koromandel auf der westlichen Indischen Halbinsel

Bd.: 1

Weimar 1809

It.coll. 85,A-39,1,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10622198-9